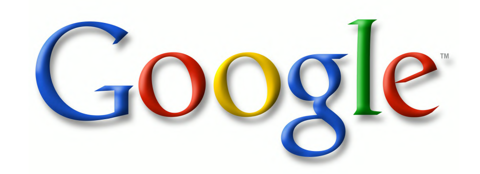


Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Fünfter Theil.

Zweite Auflage.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.



Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

V.

Schilderungen aus Paris.

1822 und 1823.

Inhalt.

I.

Französische Sprache.

Wir gemeinen deutschen Bürgersleute, die wir in unserer Jugend keine französischen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit schwer geht und sehr langsam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutscher Welt- oder Geschäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über sein altes **bon jour** sprechen, doch das ist Alles. Hat aber ein Deutscher das Unglück, von der gelehrten Klasse zu seyn, und die Eitelkeit, sich als Mann von Verstand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch schlimmer. Diese Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzosen haben vor einem deutschen Gelehrten einen ungeheuern Respekt, einen größern, als sie

vor einer Encyclopädie in hundert Foliobänden haben, denn sie schätzen ihn zweihundert Bände stark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künstlerischen Darstellung, zum Gespräche, dann lachen sie ihn aus, und wenn sie dem Gelehrten nicht sagen: Du bist ein Vieh! so unterlassen sie es blos aus Artigkeit, aber sie denken es gewiß. Nun wird der deutsche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß etwas in ihm steckt. Aber was kann er in geselligen Zweikämpfen gegen Franzosen gewinnen? Der Witz der Franzosen ist ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutschen ist ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende besiegt den Hauenden immer. Jezt wird der Gelehrte noch hitziger, er mustert seine schönsten Gedanken, und rüstet sich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beste, was er weiß und fühlt, sich im Französischen gar nicht sagen läßt, und er senkt ganz demüthig seine Flügel. Vergebens bereitet er sich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der französischen Akademie: er findet keinen Ausdruck für seine innere Regung. Seit 1819 steht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir etwas einbilde — wie nun jeder Mensch seine Schwachheiten hat. Es ist der: „X. ist der Leit=

hammel der deutschen Aristokratie......" Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das französisch? Anfänglich wollte ich in meiner Unschuld Leithammel durch mouton Directeur übersetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieser ersten Eingebung zu folgen. Aber um vorsichtig zu verfahren, suchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es sieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich gesagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie... Und darüber soll einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutschland darf ich ihn in den ersten hunderttausend Jahren nicht sagen, und soll er nicht ungenossen verderben, muß ich ihn fideikommissarisch auf meine späteste Nachkommenschaft zu bringen suchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris gewesen, kam eine wahre Leidenschaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzosen in ihren eigenen Blättern zu kritisiren; aber gleich nach dem ersten Versuche verging mir alle Lust zu solchem Unternehmen. Einst las ich in einem Blatte einen Artikel, überschrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter andern von Webers Freischütz die Rede.

Der alte Musiknarr fing damit an, sich zu entschuldigen, daß er sich etwas weniges „de cette pauvre allemagne" beschäftigen werde. Deutschland, in Beziehung auf Musik, arm zu nennen, fand ich nur unverschämt, weil es kein gröberes Wort giebt, als unverschämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutsche Schwestern kommen lassen; denn eine Frau soll keinen Lärm machen, nicht einmal einen musikalischen. Endlich erzählte er, der Freischütz habe bei den froids Allemands den lebhaftesten Enthusiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müssen. Ich nahm mir also vor, einen Artikel dagegen zu schreiben. Ich versah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich französisch zu denken bemühte, so verdroß das einige patriotische Gedanken, sie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglassen konnte, fand ich keine ganz entsprechenden französischen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erschreckliche Noth. Endlich brachte ich mit saurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: „Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin

musical d'aujourd'hui......... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grace à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis..... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu'étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphaël et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtems des opéra conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le

premier, qui réponde au tiers-état musical.“ Unterzeichnet: Un pauvre allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt, und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbessere. Mein Freund ist zwar ein Franzose, war aber lange in Deutschland gewesen, und versteht die deutsche Sprache vollkommen. Bei diesem fand ich dessen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzosen aus dem wohlhabenden Stande, an literarischer Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgelesen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herrn ihren Aerger darüber, daß sich ein Ausländer herausnehmen wolle, sich über Franzosen lustig zu machen, sehr deutlich ansah. Jetzt fing mein Freund zu verbessern an. Zuerst die grammatischen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieser, bald von jener Phrase, sie sey nicht im Geiste der französischen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben, und er solle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut französisch ausdrücken. Mein Freund drückte, sein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber sie drückten nichts aus noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab, und ließ sie sich die Köpfe

zerbrechen. Endlich blieb es dabei: das und jenes könne man im Französischen gar nicht sagen. Nun bitte ich euch, was ist das für eine Sprache, in der man gewisse Dinge gar nicht sagen kann? Im Deutschen kann man Alles sagen. Kurz, die drei coalisirten Franzosen richteten mir meinen Artikel dergestalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeste übrig blieb, und sie verbesserten mich, und dann sich selbst untereinander so sehr, daß ich die korrigirte Handschrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß sie mir bemerkt: „une petite erreur statistique,“ wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht sagen. Ich fragte (weil ich selbst darüber im Zweifel war,) ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in diesem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte sey, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieser Verbindung sey es nicht gebräuchlich. Ich sagte: es soll aber auch nicht gebräuchlich seyn, ein Schriftsteller dürfe nichts Gebrauchtes, sondern müsse im=

mer Frisches schreiben; ich bat, ich flehte — alles vergebens. Sie sagten: es wäre gegen ihr Gewissen, und sie könnten mir die erreur statistique nicht nachsehen. Nun zeigt sich aber aus diesem Beispiel ganz deutlich, daß solche Aengstlichkeiten der französischen Sprache in einer gewissen Beschränktheit des französischen Geistes ihren Grund haben. Ein Deutscher, welcher liest: „ein kleiner statistischer Irrthum," faßt schon instinktmäßig auf, wie der Schriftsteller, zu diesem Ausdruck gekommen. Er hat gelesen, daß der alte Musiknarr la pauvre allemagne gesagt; also hat er die deutsche Nation für arm erklärt; also ist dieses ein Gegenstand der National-Oekonomie; also kann man von einem statistischen Irrthum reden. Es scheint aber, der Franzose kann solche Geistessprünge nicht machen, oder was wahrscheinlicher ist, er hält sie für unanständig. Eine Sprache ist aber nur dann reich zu nennen, wenn sie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüssen hat, die man nicht erst nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüssen gelangt.

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höhern Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie

für den Mittelstand des Geistes gerade ausreicht, und es der Mittelstand des Geistes ist, durch welchen die höhern Stände aller europäischen Völker verwandt sind. Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; sie hat kein Kupfer, wie die deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache. Daß aber die Vorzüge der leztern vor der erstern im größern Reichthum des deutschen Geistes ihren Grund haben, ergiebt sich daraus, daß die wenigen französischen Schriftsteller, die deutschen Geist haben, den besten deutschen Schriftstellern gleich kommen. Rousseau, Frau von Staël nnd Benjamin Constant werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborne Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beiden Leztern waren lange in Deutschland, und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constants zeichnen sich vor denen der andern französischen Schriftsteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höhern Rang verschafft. Es giebt viele liberale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist,

mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf; aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, so bald sie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für diese Stunde, für diesen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, so wie er gethan, die französische Sprache beurtheilt, so kann man freilich sagen: diesem Urtheile ist nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder seine Muttersprache reicher, als eine fremde finden, weil er jene besser zu benutzen weiß. Indessen ist der Deutsche in wissenschaftlichen Dingen unparteiisch, und wird auch dafür anerkannt, und er darf sich also herausnehmen, die französische Sprache, mit der deutschen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf diese Armuth noch eines andern Zeugnisses, so geben es die Franzosen selbst, indem sie mit dem, was sie be-

sitzen, so haushälterisch thun. Die schönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftsteller, werden nie vergessen, sie erhalten sich Jahrhunderte im Angedenken der sich folgenden Geschlechter, und jeder gebildete Franzose weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele sind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei seiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falschen Zusatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande seines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille" ist, welche Camille „amante de Curiace" ist, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe" ist — sie fragt ihn: „Que voulez-vous qu'il fit contre trois?" ..... „Qu'il mourût!" antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzosen über dieses qu'il mourût hat sich jezt schon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieses qu'il mourût schön, wenn es einsam stünde; aber Corneille hat die Abgeschmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verse zu paraphrasiren und zu verdünnen, und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sey es so schön, wie man wolle — wie würde man

fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Goethe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakspear's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel streiten sich Mensch und Löwe, wer von ihnen stärker sey. „Schau dort!“ sagte der Mensch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl sehe ich,“ sagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man sie nicht verewigt“... Ein neuerer Schriftsteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, gesprochen, von „des mots étonnés de se trouver ensemble.“ Dieses ist allerdings gut gesagt. Begegnet aber seitdem auch der originellste Schriftsteller jenem Gedanken auf seinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er sagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble,“ und wenn er sich auf den Kopf stellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben sie das unausstehliche Wort: „brillant,“ das sie so häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was sie loben, ist brillant; eine Gesellschaft, eine Theater-Vorstellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend sagen sie: „La brillante jeunesse,“ ob zwar deren Vorzug, und die Bürgschaft, die sie giebt, daß sie besser

werden wird, als das vorige Geschlecht, gerade darin besteht, daß sie nicht brillante ist, im Sinne des französischen Wortes. Jouy, in einem seiner Werke, wo er empfindsam von seinen Jugendjahren spricht, erzählt von jenen schönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse" war. Die deutsche Sentimentalität seufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr seidenes Beutelchen so ängstlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es diesem und jenem Franzosen oft selbst gesagt: „Eure Sprache ist eine wilde gegen die deutsche, die ihr barbarisch scheltet; sie kann, wie die Pescherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweisen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch übersetzen, und ihr sollt selbst Richter seyn, ob der Uebersetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, so liegt es an der Beschränktheit meines Talents, nicht an der deutschen Sprache, und ein Besserer wird es besser zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure ersten Schriftsteller nicht fertig werden sollen." Sie nahmen diese Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren sie doch nicht. Freilich machen sie sich seit einigen Jahren in Paris ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen

den Schiller, Goethes Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Prosa, versteht sich — doch wie sie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Uebersetzung zu lesen. Der Uebersetzer von Werners Luther kündete mir einen Besuch an, mich über manches bei seiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bei mir käme er zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergessen. „La poésie de l'escarboucle!“ rief er voller Erstaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Uebersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter, als die deutsche. Und man halte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Werth zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie schon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verursacht Gepäcke und wird lästig, das andere ist

für die kleinen Bedürfnisse der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzosen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsstreitigkeit, die oft die beste Würze der geselligen Unterhaltung ist, muß der Deutsche entweder seinen Gegner schonen, indem er nebenbei schlägt, und dann wird nichts entschieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzose aber hat an jedem spitzigen Worte einen ledernen Wulst, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, seinen Witz zu bezähmen, um seinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geselligkeit gewährt nicht schon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verkonsumirt, als im ganzen deutschen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienste eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur gesagt, kostet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutschen sind darin gewandter; sie sagen: Mein Herr, Sie sind ein Flegel! Doch in solchen Fällen wird das: Mein Herr! ironisch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beschmutzen, sind die Franzosen so sehr artig gegen einander. Je vornehmer einer ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen.

Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einen Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König selbst, in seinen Ordonanzen, nennt auch den lezten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amts-Sekretär, im kleinsten deutschen Städtchen, dekretirt: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratifikation, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich: wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei ins Soll gesezt, schreibt er schnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungs-Kanzlist hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden, und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu versüßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen be-

schränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß, um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neunhundert-neun-und neunzig ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen, und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein serviren, und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, „des huitres“ verständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der

Franzose für ein P. Es ist dieß um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erstemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte, und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B." Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu spaßen, das Mißverständniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, schlug dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!" Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritisches Streben mißlungen, dabei

nicht bemerkt habe, daß dieses auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der französischen Sprache gelegen — so habe ich das nur darum unterlassen, weil sich das von selbst versteht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache vollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe, und dort ein kritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im ersten Jahre nicht sehen und nicht hören, und sich um sein Daseyn gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerksamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. Hat er diese zwei Jahre mit Muth und Glück überstanden, wird er ungeheuer wirken, und der französischen Literatur das werden, was Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebens-Essenz.

Nicht einem Strome, einem Wasserfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es stürzt mit betäubendem Geräusch. Die Zeit wird nicht mit tausend Liebkosungen abgeschmeichelt, und der Hunger ist der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angiebt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder, und lese im Winter die Protokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zu Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist, Herz und Sinn suchen und finden sich — keine Mauer einer traurigen Psychologie hält sie getrennt. Wenn man in Deutschland das Leben destilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Wasser verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar

zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte, und man braucht blos die alphabetische Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es ist schwer, hier dumm zu bleiben, denn habe der Geist auch keine eigenen Flügel, er wird von andern empor getragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindsucht.

Paris ist ein theueres Pflaster, und was dieses Uebel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin, als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht blos sein Brod, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer — unmöglich würde ich sagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen aus-

gestrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttausenden zu schützen, dafür giebt es ein sicheres Mittel — man braucht sie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tausende zusammen? Vergebens schnürt Ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren dünstet er unmerklich aus; sein hohes blühendes Gold verwandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauren.

Haben wir in unserer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüste unser Herz, oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erst zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um euch herumgezappelt, um das Maaß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingsten,

vier Wochen. Ihr bedenkt diese Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweise ist es nicht gebunden, und der Buchbinder sagt, wenn es planirt werden solle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht bestimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber sind Kleider und Stiefel fertig und zu bestimmten Preisen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles ist gekocht, gebraten, vorgeschnitten, sogar die Nüsse werden geschält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß Ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad, und die Wanne dazu. Jezt geht Ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu besuchen. Den ersten Platz, wo Miethwagen stehen, seyd Ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet Euch müde zu gehen und zu entsagen, Ihr sezt Euch ein, und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt ist der nämliche. Beim Einsteigen ist Euch unaufgefordert ein dienstwilliger Mensch behülflich; Ihr müßt ihn bezahlen. Beim Aussteigen öffnet Euch ein anderer höflicher Mensch den Kutschenschlag, und den müßt Ihr wieder be-

zahlen. Ihr seyd in die Nähe der großen Oper gekommen, die Plätze sind theuer, Ihr versagt Euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab, und stellt philosophische Betrachtungen an, die nichts kosten. Jezt hält Euch einer jener tausend Betriebsamen, ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den lezten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr sehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen, und bedauert eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenakte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten, gut, daß man funfzehn Franken fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläser auf den Abend vermiethet; dieser Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jezt ist das Schauspiel geendigt, Ihr geht nach Hause, euer Weg führt am **Caffé de Paris** vorüber. Die Erfrischungen sind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seyd begierig zu wissen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und Ihr seyd glücklich, wenn das Eucre lezte Ausgabe war, und Ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben fällt hier Menschen von jeder Gemüthsart darum so schwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine sinn=

liche Lust findet sich so roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geistigen Lebens sie veredelte; und kein geistiger Genuß ist so rein abgezogen, daß nicht eine Beimischung körperlicher Reize, seine Lockungen verstärkte. Der ärgste Lüstling, der sonst nie daran gedacht, seinem Geiste Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Lesens, weil es Blumenwege sind, die ihn zum Ernste führen. Da ist ein Werk tiefsinniger Untersuchungen von Benjamin Constant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie sie eines Jeden Gaumen schmeicheln! Da ist ein neues Trauerspiel, worin erst gestern Talma gespielt! Da erscheint ein Gedicht eines sechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schwester während der Pest von Barzellona besingt! Da ein anderes Buch, worin man Euch die Geheimnisse der Carbonari verräth, deren es, wie die französische Regierung neulich erklärte, sechszig Tausend in Frankreich giebt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutschland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erscheinen, und die nicht gelesen zu haben lächerlich ist! . . . Auf der andern Seite werden Menschen besserer Art, mit geistiger Lockspeise, in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet Ihr für weniges Geld Euch recht gut satt essen, auch seyd Ihr genügsam; aber Ihr kehrt dennoch bei den

theuersten Speisewirthen ein. Nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Gesellschaft zu finden. Man ergözt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig die Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erstaunen die Spiegel und das Silbergeschirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum Erstenmale Austern essen! — —

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntniß einzusammeln, aber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum Keiner von dieser Reise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo unser Geld aufhört, beginnt unserer Philosophie, und können wir in keinem Tillbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und sind humoristisch. Aber die Frauen — wer zum Herrschen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs Freundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von Schwalbach und Kannstadt genießen, und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels= und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger aus Büchern als aus Manuskripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Meinung, und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Gelehrsamkeit nicht übermäßig groß sey. Ich bin aber von dieser Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General=Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Spezialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauers empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu schützen, und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen

der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sey. Er hatte als rüstiger, junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nacheinander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Kommissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sey, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spieler und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern, und sprach mit Wehmuth von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus,

wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeise-Hause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das pallastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für ein Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder erlogenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles so feierlich, so ernst, abgemessen und anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekommen war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu seyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns schlimm zu Muthe. Die glänzendsten Equi-

pagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und heraus stiegen nur Leute mit Ordenssternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der Portier, als wir seine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen mit den Spielern zu essen! Der Portier lachte, und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte seine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakayen ihr Wesen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beschäftigt waren: wann man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale seine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernsthaft auf die Füße sahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich sezte mich an einen Lesetisch, um meine Füße zu verbergen, und nur

Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgestanden, kam ein großer, stattlicher Mann, majestätischer Haltung, gleich Ludwigs XIV., seine zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen Signore, und dem englischen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sey der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr, ein Marquis, von der Spielgesellschaft an-

gestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehrern Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er sey? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale seine Einladungskarte vor. Jezt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sey auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt Deutschlands, und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehrere deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspektive, von der Gallerie herab. Es war das Erstemal, daß ich an einer fürstlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Thränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämmtliche Gäste sehr schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn

vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und essen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel saß der Marquis und Ceremonienmeister, über Alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakayen. Es ging in seiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Korrespondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beide theilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Desert mich vom Stuhle erhübe, und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! —

Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Uebersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche, und meinen Nachbar rechts fragte: **Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?**

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preise berechnet, bei Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht Einer von uns spielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart seyn wolle, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sey. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am

3 *

deutlichsten aus. Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Büreauist annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein sehr heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane,

italienische Opern und elegante Zeitungen, Casinos, Theegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachtparaden-Dienste, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an und auszuziehen hat — darum ist dieses Alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zu Stande gebracht; sie hätten das Weltmeer schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber betrug sich ganz anders. Anfänglich,

als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg, und dividirte wahrscheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er blos: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher seyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zulezt das Landgut seiner Gemahlin gegen einen Engländer gesezt und es verloren. Der Engländer sey gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Brust gepackt, und ihn mit den Worten: „Scheer' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!“ zum Thore hinaus geworfen. Darüber sey die Marquisin aufgewacht, wäre im

Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edeln Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Callico's sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Callico's zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man

fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut englisch zu Bette, und stehen continentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!“ . . . Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Lustspiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es ist eine wahre Verschwendung, daß sie hier dazu dienen müssen, einen verwachsenen diplomatischen Bericht zu zieren! Im Palais Royal auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten, zieht jeden Abend, der Schein zweier Laternen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeschnittene Buchstaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen sind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: **Journal du Soir**; die andere giebt zu lesen: **le Pilote, Journal du Soir.** Die Etoile ist ein Ultra=, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend versäumt, mich in der Nähe der Laternen zu setzen und aufzupassen. Ich kann auf Ehre versichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile,

vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne sich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben sie einem immer den Etoile. Ja mir, da sie meine Ausländerei gemerkt, gaben sie verschiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß sie an ersterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrscheinlich unentgeldlich giebt. Die andern Nutzanwendungen kann man sich von selbst machen — **sapienti sat**, sagt der Lateiner.... Das geht die Leserinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab sich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienser von ihm sprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariser einen Tag, um sie ein Jahr lang von sich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieser Riesenstadt hervorzuthun, sich in diesem Ocean, als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutschland ist Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienstes; hier ist sie die nothwendige Einfassung, von der entblößt, auch der ächteste Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Parisern zum Lobe nachsagen: sie wissen jede schöne Gabe zu würdigen, die Tugend sogar, nur muß sie lärmen; selbst Bescheidenheit findet ihren Beifall, wenn sie zu reden versteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienst, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu

Grunde. Von allen den Kunstgriffen, die von jedem in seinem Kreise angewendet werden, seine Person und seinen Besitz auf das Vortheilhafteste geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will diesesmal nur einige der sinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kauflust zu erwecken, und die Kauflustigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meisten Fremden wohnen und sich umhertreiben, giebt es fast kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte spielen zu lassen; denn eine Minute später, einen Schritt weiter steht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er suchte. Die Augen werden Einem wie gewaltsam entführt, man muß hinaufsehen und stehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und seiner Waare steht zehnmal, neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenstern auf Schildern geschrieben, die Außenseite des Gewölbes steht aus wie das Schreibbuch eines Schulknädchens, das die wenigen Worte der Vorschrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Mustern, sondern in ganzen aufge-

rollten Stücken vor Thüre und Fenster gehängt. Manchmal sind sie hoch am dritten Stocke befestigt, und reichen nach allerlei Verschlingungen bis zum Pflaster herab. Der Schuhmacher hat die Aussenseite seines ganzen Hauses mit Schuhen aller Farben bemalt, welche Bataillonsweise zusammen stehen. Das Zeichen der Schlosser ist ein sechs Fuß hoher vergoldeter Schlüssel; die Riesenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler sind vier Ellen hohe weisse Strümpfe gemahlt, vor welchen man sich im Dunkeln entsezt, man glaubt, weisse Gespenster strichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinsten Fische, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weise, wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefesselt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt sind, und gewöhnlich die Art des Verkehrs sinnbildlich ausdrücken. Diese Gemälde sind nicht selten wahre Kunstwerke, und wenn sie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen stehen bleiben. Sie sind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariser Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind,

beschreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit sieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberschrift au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls, und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie schwören, daß dieses ächte französische Shawls wären, und mögen wohl hinzusetzen, daß brave Franzosen englische Waaren verabscheuten, denn ein im Hintergrunde stehender Engländer, wirft erboßte Blicke auf das merkantilisch-patriotische Triumvirat herüber. Das ist die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine versteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich, waren die dargebotenen Shawls von weisser, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren schwuren, daß dieses die ächten, jedem Franzosen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondrischen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöscht werden... Unweit dem vorigen hängt am Hause eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar schlecht gemalt ist, aber eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verse:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes sehr gut gemaltes Bild, ein Rosenmädchen vorstellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, schmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen sieht so fromm und unschuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine giebt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handschuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerksamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorstellt. Der ganze Prolog der Sündfluth ist darauf gemahlt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet bis die Fluth komme, sie flott zu machen. Vater Noah spielt mit einem Affen und macht ein diplomatisches Gesicht: er allein weiß was vorgeht. In einer unabsehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, sich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich ist; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Esel voraus, der Hase läuft dem Hunde nach. Es ist ein herrliches Bild! Am anziehendsten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Professor der deutschen Sprache, und der seinem Namen nach ein geborner Deutscher ist, vor seiner Wohnung im Palais Royal hän=

gen hat. Ein Mann in den besten Jahren und ohne Zweifel der Professor selbst, sizt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnsessel, beschäftigt, einem vor ihm stehenden Knaben seine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück sizt ein wunderschönes, junges Mädchen, und hinter ihm über dem Stuhle gelehnt, steht ein rother Husaren-Offizier, der nach aller mimischen Wahrscheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der französische Husar die Hand auf das Herz gelegt, scheint ihr nachzusprechen: ick lie-be. Ich habe aus diesem Bilde mit großem Vergnügen ersehen, daß deutsche Professoren in Paris Welt bekommen. In unserm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu schüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechselseitigen Unterricht zwischen jungen Mädchen und rothen Husaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Hrn. Franchet in der Straße Vivienne nicht vergessen. Sechs Monate wurde an diesem Laden gearbeitet und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs

von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet ist nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Diese Bude, ein kleines Zimmer von höchstens zwanzig Fuß Länge, hat vierzig tausend Franken gekostet, so prachtvoll ist alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu sind in zwei goldnen Kreisen zwei sorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des französischen und neapolitanischen Hauses; der andere enthält ein etwas mystisches Wappen. Es sind erst die Krystallisationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierschale — kurz es steckt etwas dahinter, und mag sich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hiesige bevollmächtigte Gesandten, die ihr Geschäft verstehen, werden gewiß nicht versäumt haben, ihre Späher hinzuschicken, um zu untersuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern sey.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, durch seine Straßen wandern heißt lesen. In diesem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturgetreuen Abbildungen so reichlich ausgestattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hause trat. Unfehlbar um diese Zeit, spielt der fleißige Tischler gegenüber, ein Viertelstündchen mit seinen Papageyen; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutsche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte, wie ein Spatz, aus seinem Tilburi. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß seine Last leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier ist das Paradies der weiblichen Welt, da findet sich alles, was die Häßlichkeit braucht sich zu verbergen, und die Schönheit sich zu verrathen.

Hüte, Blonden, Schleier, Geschmeide von Gold und Edelsteinen, und alles in so reichem und kostbarem Vorrathe, daß selbst eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutsche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich sah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuster von farbigen Feldern, nebst Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten später warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und sah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tausend, wenigstens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldstücke herausgegeben. Der Hut war schöner als ihn eine männliche Feder beschreiben kann: ein Paradiesvogel mit seinem ganzen Gefieder umschimmerte den Kopf. Habe so etwas in meinem Leben noch nicht gesehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübsche Gesicht hingegeben, das, neben mir, lechzende Augen nach Hut und Bankzettel schickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menschenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpensammler waren in heftigen Wortwechsel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe f o l g t dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmist ausgestöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker

machte Ansprüche darauf, hob drohend seinen Stock mit eisernen Haken in die Höhe, und sprach mit wüthenden Geberden: veux-tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann, stehenden Fußes, etwas in seine Schreibtafel ein, so ernst, so andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott seine zehn Gebote in die Feder gesagt. Ein schnarrendes Gare! weckte ihn aus seinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechselmäckler seyn, denn er war von der Seite der Börse hergekommen. Jezt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieses Lustlager ist wohl jedem bekannt. Alles findet sich hier, selbst menschliches Elend — nur nicht dessen Schein. Die Armuth ist vergoldet, der Hunger scherzt, das Laster lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regste Leben gefunden. Es hüpfte, sang und lachte zwar nicht immer dieses Leben, es schlich, stöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieser nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über sie gekommen, schon waren sie keine Menschen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verschwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, sollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte

ich erst auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menschen erfuhr diese Hinrichtung erst aus der Abendzeitung. So ist Paris! Es war schon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Pallast der Tuillerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus dessen Fenster Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht, auf die Herzen seiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, dessen fromme Augen der Richtstätte gerade zugewendet sind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg gesperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf diesen Platz aus. Ueber diese Brücke, jenseits der Seine her, wo das Gefängniß ist, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am diesseitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon versehenes Speisehaus, gab den besten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen sollte, zu übersehen. Dieses Gebäude steht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäsar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergerissen worden. Ich stieg in den großen herrlichen Saal, wo viele Menschen guter Dinge waren. Ich sah mitleidige Weiber mit

bleichen Wangen und schwer gehobener Brust; aber sie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher sang: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen“ — der kannte das menschliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu lassen, nur die Spione sprachen Empfindungen aus, die sie nicht hatten. Für diese Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß ist ihre Wiege. Höher als sonst spizten die Horcher ihre Ohren, denn in diesem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängstlich verschlossene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betasten. Einen Blick zum Fenster hinaus, auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, sprach er mit spöttischer Miene vor sich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!“ Ich schwieg. „Ces jeunes hommes ont bien mérité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais...“ Ich schwieg. „Paris dort!“ sagte der sentimentale Spion. Ich schwieg, aber ich dachte: Paris schläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geschehen. Denn schliefe dieser tausendarmige Riese, und reckte seine Glieder und wendete sich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieser gedankenlosen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jezt wälzte sich ein breites Gemurmel vom jenseitigen Ufer herüber. Wir sprangen von unsern Tischen auf, und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten in bürgerlicher Kleidung, mit entblößtem Haupte saßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geistlichen zur Seite. Die Jünglinge schenkten ihnen aber keine Aufmerksamkeit, sondern wendeten ihr Gesicht der andern Seite, der versammelten Menge zu, diese immerfort freundlich grüßend. Sie schienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängnisse bei ihnen. Das Geständniß der Wahrheit hätte die Hoffnungslosen vielleicht, eine willkommene Lüge, sicher gerettet. Sie schwiegen und starben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche diese genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angesehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menschlichen Geistes, die Werke seiner Wasserbaukunst, wie er das Meer bändigt, und der kleinen Kraft, die Herrschaft über die größere sichert. Da, zum erstenmal in meinem Leben fiel mir bei: Regierungen sind wohl von Gott eingesezt — wie hielten sich sonst manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beschäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Wasser wurden über den blutgetränkten Boden ausgeschüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge gestorben. Sie waren festen Schrittes die rothe Treppe hinaufgestiegen. **Vive la liberté!** waren ihre lezten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadt-Hauses wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz ist auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite ist offen und der Seine zugewendet. Das **Hôtel de ville** und alle Häuser auf dem Platze sind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutschen Städten Märkte und Rathhäuser beschaffen sind. Auf dem Greve-Platz findet sich viel nachzusinnen, was ist hier nicht alles geschehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoristen hat, sie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, sie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindsamkeit nicht kennt, hier sucht man sie nicht vergebens. Denn Allen, die seit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu

werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptsache ist, daß man beim Leben bleibt! Die erste Hinrichtung, die auf diesem Platze geschah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Diese Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunst der Parzen ihr Leben nicht bis auf unsere Tage erstrecken können. Aber die sieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufstande am 24. August 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und seine vier Genossen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die beschuldigt, dem ersten Konsul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten sie jezt!.. Und was ist in diesem Rathhause nicht alles geschehen! Ein Tollhaus ist es zu nennen. Am 2. Nov. 1793 beschloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näschereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluviose des nämlichen Jahres: daß alle Personen für verdächtig zu erklären seyen, die bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode essen und die Krume liegen lassen! Ein Mitglied des Gemeinderaths

bringt einige Wochen später eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, besonders gegen die alten Weiber, die sich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der gefangenen Personen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erschossen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein höchstes Wesen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhause dem Kaiser Napoleon, zur Feier seiner Krönung, ein prächtiges Fest. Am 29. August 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Fest, seine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So ist Paris, so ist der Mensch, so ist die Welt!

VIII.

T a l m a.

Es war das erstemal daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles, war ich erstaunt nicht erstaunt zu seyn. Vielleicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden stille, und die Ufer gingen. Fortgezogen, auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu seyn. Ich hatte keinen Maaßstab für Talma's Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die andern überrumpeln unser Herz und benutzen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsre Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. So lange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regu-

lus dar in dem Stucke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren den Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend, Talma's Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden — wenn es solche gab. Denn nur wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen Alle spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer andern Gestalt. Unter Deutschen, die hundert Geschichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter seyn; es ist schwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Dem Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von

Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnenzensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da sie aber das Gedächtniß der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienser Hamilcar gesprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage!
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — — de Carthage —

sagen Hamilcar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein Paar Buchstaben in der Ueberschrift glücklicher Weise vergessen haben, so wird der Herr Corrector diese Charade der klugen Nemesis verstehen, und den Druckfehler gewiß nicht verbessern wollen .... „Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!“ — denkt vielleicht der edelmüthige Leser. Freilich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch, ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher, wie in Deutschland, werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als

die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu theuer bezahlt. Wir Deutschen leben in einer literarischen Republik; wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf jeder schreiben, und so schreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat. Das ist freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da ist auch ihr Gebrauch verstattet. Die Franzosen aber siegen in einer literarischen Aristokratie; sie sind geisteigne Menschen; sie kriechen vor allen Regeln, und als literarische Höflinge denken, wollen und thun sie nichts anders, als was die genädigen und großen Herren ihrer Litteratur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutschen sind Protestanten, die Franzosen sind Katholiken in Literatur und Kunst. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinseligmachenden Kunst und Wissenschaft nicht zu vereinen ist, so muß die politische Revolution der Franzosen auch eine literarische zur Folge haben, und diese Veränderung fängt schon an sich zu zeigen. Die literarische französische Welt theilt sich in zwei Parteien; deren eine mit Wort und That für die klassische, deren andere für die romantische Literatur streitet. Klassische nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg

geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im literarischen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Literatur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantischen besteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, so nennen die Franzosen alle Literatur, die nicht französisch ist, romantisch und da sie nichts, was nicht französisch ist, verstehen, so ist ihnen alles, was sie nicht verstehen, romantisch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzosen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber sie haben kein Hofthor, sie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann, was daher die Mannshöhe überragt, ist ihnen romantisch. Da sie die Wolken für den Himmel ansehen, verschmähen sie oft den Himmel als Wolkendunst; und weil sie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, sehen sie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzusteigen höchst lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, so oft man Durst hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz schlägt nur bei der klassischen Witterung der Monate September und Mai behaglich; steht aber die Empfindung einige

Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen sie ein oder trinken Limonade, und verwünschen das romantische Wetter. Den Humor, diese wilde und launische Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe ist — kennen die Franzosen so wenig, daß sie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen, und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarscharf nach Norden, und sehen sie sie abweichen, oder gar oscilliren, erheben sie ein Jammergeschrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Diese literarische Aristokratie, da sie, wie schon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich ist, mußte den Franzosen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftsteller werfen die Fesseln ab, und suchen eine Freistätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt sich aber auch wieder eine höchst seltsame Erscheinung. Die Ultras nämlich suchen die romantische Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Protestantismus der Wissenschaft und Kunst: die Liberalen hingegen suchen den alten blinden Glauben an die klassische Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politische Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Literatur, weil sie glauben, die in roman-

tischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das Wesentliche dabei, und das alles sey dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen. Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist, und das Schaukelsystem so gut versteht als Einer. Er weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Partei die Absicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausschweifung ihrer eignen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches Treiben mit ansieht und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volksthümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß seyn, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt seyn, und glänzen. Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf die Ungerechtigkeit seyn, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es sich des

Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, mußte der literarische Ostracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutsch der König der Erlen, soll so viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwischen einem König der Erlen, und einem Erlkönig, ein großer Unterschied statt findet. Und zwar soll es heißen, den Goethe'schen Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersezt, und sind dabei so ächt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Uebersetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantischen Schmuztheilchen befreit, so daß das reinste klassische Wasser übrig geblieben ist. Uebrig geblieben ist eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn troz der Filtration hat sich die Masse des

Gedichtes vermehrt, so daß die Uebersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans se bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir .... il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de oes antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attacheat aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
    Le monstre, au bourd des précipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
    Et de sa robe aux sept couleurs
    Il a déployé les caprices.
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois-tu le roi des Aulnes?"

Jezt folgt der eigentliche dramatische Theil des Gedichtes, wobei Goethe's Gediegenheit gehörig paraphrasirt, und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den lezten Zügen, und spricht:

„Mon père! .... il m'a saisi, je souffre .... ah! sauve-moi!"

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis zum Ende, wie folgt:

Le châtelain frisonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras), regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!"

Das ist ächt französische angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebueschen Posse sich an seinen Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat sich nicht hausbackner gezeigt!... Am Schlusse des Gedichts steht die Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps." Goethe mag sich dafür bedanken, daß man seiner bei dieser Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Lese-Kabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Lese-Kabinet; jezt giebt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freien Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszustande, worin sich diese jezt befindet, wäre sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen, und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht blos eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als

Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, Jeder liest. Der Miethkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthökerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler giebt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais=Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen sich in den mannigfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der Eine sizt, der Andere steht, der Dritte geht, bald langsamern, bald schnellern Schrittes. Jezt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt, den zweiten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Her=

kulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais=Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthums=forscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schau=spiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lese=Kabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Kabinette, wel=ches der Buchhändler Gagliani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost= und westindischen Kolonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die

mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zulezt. Ich wollte schon den Saz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehrern Lese-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutsche Blätter in den Lese-Kabinetten eigens gehalten, sondern sie werden von den Pariser Zeitungs-Redaktoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmüthigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr leztes

Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überrascht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Korrespondent schließt eine Bauernzeitung ein, der österreichische Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück des literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de Francfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu sehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die Pariser Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutschen Nachrichten abgeschnitten, in die Druckerei schicken, und sich dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lese-Kabinetten die feierlichste Stille. Nicht das leiseste Wörtchen ver-

nimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muster-haften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist, noch eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist, denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen vier Franzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche, mit allen seinen Gästen. Die Zeitungs-Kabinette sind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benuzt werden. Es ist dieses für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele sind dort einheimisch, und verlassen das Kabinet blos, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst, stolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit

der Zeit herabsehen, und, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen verschmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen, und, sey es, um Brod oder Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig lesen, Auszüge machen und schreiben.

XI.

Das englische Speisehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben, deutschen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Riesenjüngling, breite Brust; eine Stimme, wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Krystallscheiben der Läden, und die Bänder der Hüte flattern wild durch einander. Ich möchte dabei seyn, wenn er einem Mädchen sagt: „Ich liebe dich!“ Sie hört ihn gewiß, und zwischen hören und erhören liegt in diesem Falle nur eine kleine Pause. In seiner zierlichen französischen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutscher Händedruck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garravays!“ donnerte er. — „Ist es ein der Little oder ein die Little?“ „Es ist ein der Little, ein englisches Speisehaus, wo man meisterhaft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in einen kleinen Saal. **Rule Britannia, God save the King**, und andere solche stolze englische Lieder kamen mir sogleich in den Sinn. So bist du England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte seiner Mähne ist oft genug. Die Franzosen essen am meisten mit den Augen. In ihren Speisehäusern ist das Erste, wonach sie sich umsehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tische dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Personen eingerichtet, stehen in gemeinschaftlichen Zimmern nahe bei einander; man sieht sich und man wird gesehen. Hier bei den Engländern aber ist Alles ganz anders eingerichtet. Die Tische sind durch spanische Wände von einander geschieden, so daß einem kein Fremder in den Mund sehen kann; der Saal ist in zwei Reihen Klosterzellen eingetheilt. So bist du, Engländer! Du willst allein seyn und lassen, du mit deinen eigenen, Jeden mit seinen Launen; du bist ein unausstehlicher Mensch, du bist ein Republikaner. Du bist häuslich auch außer deinem Hause, du willst etwas für dich selbst vorstellen, nicht blos ein Mauerstein am Staatsgebäude seyn, unter einer gemeinschaftlichen Kalkdecke mit tausend andern Steinen begraben. Recht so! . . . Die Tische sind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Ser=

vietten bekommt man nicht. Doch ist Jedem verstattet, das Tischtuch nach Belieben zu verwenden. Also persönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte sie denn ausdrücklich fordern, und dann wird sie besonders bezahlt. Das Essen beginnt mit Rostbeef, das sanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in französischen Speisehäusern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tisch — ein Lurlei-Felsen wurde uns vorgesezt, so hoch und steil, daß selbst die Riesenhand des deutschen Jünglings erst hinanklettern mußte, um abzuschneiden. Ein herkulischer Senf, der auch den verstocktesten Augias-Kopf säubern könnte, begleitete das Rostbeef. Dann folgte Gemüse, woran, wie an hetrurischen Vasengemälden, nur die ersten naiven Regeln der Kunst sich aussprachen. Es war nicht sauer, nicht süß, nicht gesalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geschmack auf. Aber neben dem Salzfasse steht auf jedem Tische auch eine Zuckerbüchse, so daß man sich sein Gemüse nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlspeise, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie sie sich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Chester-Käse, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipsen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelschnitten, sondern in ganzen Hemisphären auf-

getragen wird. Ein rasender Porter wüthet und schäumt in den Gläsern, und besiegt auch den Stärksten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man sich nirgends so sehr, als in diesem englischen Speisehause, und was dem Tische zur vollkommenen englischen Verfassung fehlt, ist gerade das, was ihm am meisten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die französischen Restaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß ist. Der deutsche Jüngling glühte, und zum Boxkampfe ballte sich unwillkührlich seine Faust. „Freund!" sagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Essen. Zwar bin ich selbst voller Wuth, denn so ein Rostbeef ist ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Konstitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Konstitution, und das hat doch gleich ein anderes Ansehen. Also Friede!" ..

Aber um uns herum war Kriegsgetöse. Die Gäste, wenige Engländer und viele Franzosen, lärmten, schrieen, lachten, schlugen mit Messern und Gabeln auf den Tisch und klirrten mit den Gläsern. Die Sache ist auffallend und muß erklärt werden. In den Pariser Speisehäusern betragen sich die Franzosen so ruhig und bescheiden, als wären sie bei Privatpersonen zu Gaste. Diese

englische Restauration aber ist neu, erst seit Kurzem entstanden, die Speiseordnung weicht von der französischen ganz ab, und da zeigte sich denn wieder die französische Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen sie sich eben so übermüthig, als im vorigen Jahre, da die englischen Schauspieler in Paris auftraten. Sie machten sich über Alles lustig, sie riefen: „Brott!“ womit sie auf englisch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tische saß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte sich sein Gemüse mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie stritten, welches besser schmecke. Ein Dritter sollte entscheiden, und wurde aufgefordert, dieses mit Unparteilichkeit zu thun. „Seyd ruhig,“ sagte er — „je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, obzwar Jeder wußte, daß dieses Witzwort aus einem französischen Vaudeville genommen. Es ist ein altes Stück, dessen ganze Handlung darin besteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verschiedenen französischen Provinzen sich streitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu strengem Rechte ermahnt, worauf er sagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß sich die Franzosen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht blos zu höflich, sondern auch

zu gutmüthig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu seyn glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es blos aus einer hypochondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris

angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal= und Nationalstolz. Diesen Uebeln ist man ausgesezt, so bald man öffentliche Orte besucht; ja, das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des **Reveil** oder des **Miroir**. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jezt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt,

wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht blos die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich, die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jezt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmä-

ßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Aesthetik als solche aufgestellt seyn wird. Engländern, die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Pettschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunken-

hold kam allmählig zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin wäre eben so gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais-Royal, schon nach wenigen tausend Schritten, in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischen-Saiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen übersprange — wenn sich sein Auge vom Pharao-Tische zu einem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den leztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidnen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wan-

dern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! . . . Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Pallast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden geruckt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde fest gehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jezt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche

Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher seyn in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers ein aufrührerisches Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen seyn, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, also

je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sey, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehn-Stühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum

Sitzen, und den andern, die Füße darauf zu stecken. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dieß ist eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu seyn, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt.... Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen

Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schüzt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebacknes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt: **Plaisirs des Dames.** Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „**Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!**“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schweben sie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drei- bis bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden im Lesen vertieft dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken

aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallast der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terrasse des Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und

mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versezt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man

muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleiner Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Kokketterie debütiren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jezt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie

zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab, und stellen sich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Pallast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deut=

schen Eiche in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widersteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif seyn kann Jeder; aber es mit Grazie seyn, das ist eine seltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern lernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, ist diesem Manne vollständiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrscheinlich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosserarbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie befestigt, macht er frei, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er öffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechsen. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben: aber den Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftun-

gen geschüzt, so härtet sich Mazürier gegen äussere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend übt, seine Glieder zu brechen, ohne daran zu sterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariser, und in die zwölf Tafeln der Mode=Gesetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle." Vor einigen Tagen wohnte ich zum Erstenmale einer seiner Vorstellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der Insel der Stummen, in einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt, und Polichinel stürzt ins Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern festen Dingen zusammengesezt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser mit der anmuthigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb todt ans

Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser, und läßt den Kopf hängen, wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt, und macht, so zu sagen, unmögliche Dinge. Zum Beispiel er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum, und vertheidigt sich aufs Artigste. Ein anderesmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern schlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — sein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt sich ohne Kopf. Wahrhaftig, es ist so! Polichinel sitzt erst und geht dann so vollständig ohne Kopf, daß er in diesem Zustande an manchen wichtigen Berathschlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich sagt die Logik: „Wahrscheinlich hält er den Kopf geschickt zwischen den Schultern versteckt, denn a. der Mensch kann sich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel ist ein Mensch und bewegt sich; also c. hat Polichinel einen Kopf." Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen sehen Polichinel ohne Kopf,

und damit gut. In einer andern Scene weiß sich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenster eines Hauses fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich seyn, aber man sieht den Draht nicht — süßer Schauer durchrieselt den Busen aller Frauen, und das männliche Entsetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatschen aus. Kurz, Mazürier ist ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert seinen Ruhm nicht; denn er springt über seine Nationalität hoch hinaus. Deutsche Hof- und Volkstheater könnten sich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn sie den genialisch hölzernen Mazürier zu Gastrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erst, wie sehr er sich dort in seiner Kunst noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, ist, wie sich erwarten läßt, die abgeschmackteste Geschichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeschickt hat, worin er wie ein Demosthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erstenmale aufgeführt wurde, ließ man einen gesprochenen Prolog

voranschreiten, welcher Prolog aber schrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter sagt: sein Prolog wäre ursprünglich himmlisch gewesen, aber die Zensur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müssen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, sondern nur auf einem Dragon. Dadurch sey alles Salz verloren gegangen. Die Zensur habe die schönsten Stellen gestrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“... Es giebt nichts Komischeres, als zu sehen, wie alle dramatischen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieses den Zensoren zuschreiben, die sie für Genie-Räuber erklären. Wenn Zensoren aus Büchern den Verstand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderstehlicher Diebssinn angeboren seyn; denn daß sie aus Eigennutz stehlen, das werden ihnen ihre ärgsten Feinde nicht nachsagen.

XIV.

Versailles.

„Diese beiden Palläste rechts und links von so edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine schönern Tempel!“ — Das waren die Pferdeställe des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis sie ein Jahr alt und dienstauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tausend Zimmer, und zwei Tausend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüsseln, die unverzehrt von den Tischen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürstliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, sammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekostet! — „Das auf der

andern Seite?" — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon ist das Gitter, welches den Hof umgiebt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon ist man beschäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Pallaste den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen kosten. Auch tritt man leise auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge seyn, an dem sie sich zum erstenmale wieder im Oeil de boeuf versammeln! Wer kennt dieses berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewezt, und die Blutsauger dreier Menschengeschlechter durstig herumgekrochen? Als der erklärende Lakay den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüster der Verwunderung in der ganzen Gesellschaft zu hören, und auf manchem Gesichte sah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit bestäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerstörungswuth der ersten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrün's Meisterhand nicht erreichen. Daß die großen Künstler so kleine Men-

schen sind! Sie schmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großthaten Ludwigs XIV. auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf dem unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigstages. Wohl sechszig Tausend Menschen waren von Paris herbeigeströmt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt, die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was seine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. Auf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte sechs Millionen gekostet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schlosses, kostete an Beleuchtung und andern Zurüstungen 100,000 Franken.... Und man spricht noch von den dummen Streichen, die das französische Volk während der Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

XV.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet ist ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen." Dürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, was ihm in Paris ein Estaminet ist, Ihr müßt ein deutsches Herz aufschlagen; darin findet Ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch darnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu seyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib seyn, ein Deutscher

oder ein Franzose? Wo ist die goldne Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossians-Lust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leeren Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Aussteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich, von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Gränzstadt den kleinen Rest holländischen Tabacks, den ich kühn und listig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Gränze, und darum gröber und rauchsüchtiger als je. Die Wirthin des Gasthauses — oder war es die Tochter

der Wirthin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Gränze, und hatte gegen Taback den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose, und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksasche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrien; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sey. Dann wurden alle Fenster geöffnet und tausend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubischer Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Monate in Paris gewesen, entdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt man eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich sah Rauch,

ich sah Deutschland wieder. Da war nicht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet; da wurde geschwazt, geschrien, da knallten die Stöpsel der Bierflaschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino= und Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschenausgaben von Stereotypen=Physionomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da giebt es leserliche Folio=Gesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengesindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdische Lieferanten die aus Deutschland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordisch und deutsch gewesen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit genug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Oele französischer Klassicität im gehörigen Maaße vermischt. Es waren glänzende Zimmer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren,

mit Vasen; ein schönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen Pfeifen waren in Fasces=Bündeln malerisch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen, und er zahlt gern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

> In seinem Löwengarten,
> Das Kampfspiel zu erwarten,
> Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dicksten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh" — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" ließ den Handschuh liegen, und verließ sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier, da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!"

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die Deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!“ rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verduzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, sprach ich, das schlechte französische Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ sagte der Eigenthümer, und wälzte seine Hand über die meinige: die Hand war saftig und schwer, und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Ueberfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verständiger Mensch; wir

sprachen über Allerlei. „Sehen Sie, sagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.“ — „Freund, erwiederte ich, thun Sie diesem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Gesundheit; die erworbene ist schön, aber die angeborne ist gut. Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt; die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt, weil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen, wie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an seine Freiheit tasten, und Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie ein katalonischer Jüngling! Das Paradies selbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit.“ ... „Also wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — sprach der Arzt. Aber

diesen höllischen Taback, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt." — „O still davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist deine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend ist dein Brod, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie sind sie so süß! Und Alles, was der Mensch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend ist Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe gestellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß giebt es, was Menschenkunst verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieses Eine unter allen Erzeugnissen, das verdorben, theuer und ungenießbar ist, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es ist der Taback!" — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die französische Regierung jährlich sechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet werden." — „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt sechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon

oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das lezte Wort nicht entgangen seyn. „Seyen Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch, und wie will er Stiefkönige übersetzen?" — Er kann das nennen: Les Roi beau „paternels" — „O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor Allem Französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich, auf ein Gutachten der französischen Akademie, wegen meiner linguistischen Umtriebe in Charenton eingesperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie

sind ein Arzt, und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie klassische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch-toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen." — „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!"

XVI.

Das Ludwigsfest.

Am Tage vor dem Feste, freie Schauspiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um sechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine starken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte sich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Musikbanden verschiedener Regimenter spielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schlosses gaben die vereinigten Sänger der verschiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertstimmige Lieder zum Lobe des Königs schlossen mit einem vive le Roi. Schade daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inschrift vive le Roi, vive le duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gassenbuben verstanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber sah ich mit solchen Fähn=

chen in der Hand, sie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden, Tage, am eigentlichen des Festes, verschiedene Wachtparaden im Schlosse der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemustert. Der kleine Herzog von Bordeaux auf den Armen seiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, streckte seine Händchen aus, und rief, als die Musik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher stand eine auf dieser Stelle länger als hundert Jahre, sie wurde in der Revolution umgeworfen, und jezt mußten sie die Narren auf ihre eigenen Kosten wieder aufrichten lassen. Der König in römischer Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, sizt auf einem wilden Pferde, das schnaubt und sich bäumt.... „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — sagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und selbstgefälliges Gesicht, das zu sagen scheint: Seht ich fürchte mich nicht. Franconi könnte sich kein schmeichelhafteres Denkmal wünschen. Man hatte dem Künstler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très

remarquable. Nach Vollendung dieser Feierlichkeit ging es in die Elisäischen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würste und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten sich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir schien, als aus Muthwillen. Unter hundert tausend Menschen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch diese stammelten nicht einmal den schuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris hat an diesem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man sich in französischer, englischer und deutscher Sprache lustig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und so endigte das Ludwigsfest.... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeisterung des Pariser Volks. Der Himmel weiß, wo sie alle die schönen Lügen hergenommen!

XVII.

G l o i r e.

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt: die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin, und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmüthig sinnend auf den Trümmern Karthago's — schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, seine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, wo=

mit Münchhausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von den Franzosen dramatisirt, das Drama ist unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die besten Schauspieler traten darin auf; Musik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönste angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres gewesen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meisten Franzosen verloren. Komödianten sind sie, und Komödianten werden sie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil solche kriegerische Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Vestalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erst ist geendigt,) jammern sie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahllosen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menschen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch diese nur seitdem keine Gefahr dabei ist — denn unter Napoleons Herrschaft waren sie stumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn

diese verlornen Nationalruhm beweinen, so ist es lächerlich und abgeschmackt. Daß sie wenigstens, was sie sich selbst als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen lassen! Aber davon sind sie weit entfernt. Rußland, Oesterreich, Preußen besiegt zu haben, scheint ihnen glorreich; daß aber die Russen, Oesterreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären sie für gemein und niedrig, und sie reden davon, als hätten sich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geschlichen, und hätten wie Diebe mit Nachschlüsseln die Thore der Hauptstadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatischer Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, singt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous, d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,

Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiser Augustus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, stieß sich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht so gemein, um den Schmerz seines Gebieters zu beschwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu schimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüstung des Museums“ singt. Daß man den Franzosen die Kunstwerke, die sie ja selbst als Sieger erbeutet, nachdem sich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — giebt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieses um so schlechter und spizbübischer, da die barbarischen Italiener, Deutsche und Engländer Kunst und Kunstwerke nicht zu schätzen wissen. Er sagt:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Musen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetische Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans

clarté“ und „froids Germains,“ ist bemerkenswerth. Man fragt sich: wie ist es möglich, daß die Franzosen so wenig von der Geographie Deutschlands gelernt, da sie doch dieses Land fünf und zwanzig Jahre lang durchstrichen? Es scheint, daß man sie in ihren Schulen nur das Deutschland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzose, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieser Tonkünstler in Wien gelebt, konnte sich nicht satt wundern, daß unter einem so rauhen Himmel so zarte Musik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzosen aus Deutschland nach Frankreich reiste. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein starker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der französischen Schildwache angelangt, sprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte sich die Weste auf, und rieb sich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne ist so erbost über die Plünderung des Museums, daß er dem Apollo von Belvedere

die größten Beleidigungen sagt, weil er sich auch, ohne sich zu wehren, hat fortführen lassen. Er spricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrscheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr seyd zu Hunderttausenden gewesen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröstet euch, so gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewundrern nicht fehlen. Freilich werde ich so feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir sagen, ich wäre la crème de la sculpture; aber ein stiller Seufzer ist mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieser ihrer Gloire sind sie aber in der jüngsten Zeit gar sehr in die Klemme gekommen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier blos von den Liberalen spreche; denn was die Ultra's betrifft,

so sind diese guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hauswesen und ihren Familienangelegenheiten beschäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere solche Allotrien bekümmern sie sich gar nicht. Die Pariser Liberalen also hatten, seit dem Sturze Napoleons, jede Anspielung auf den alten französischen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauspielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben sie nach italienischen, egyptischen, deutschen, spanischen und russischen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht schleppen. Die arme Theater-Zensur mattete sich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie strich und strich; aber wie wäre es möglich, einer so geistreichen und scharfsinnigen Nation, als die französische ist, und die ihren Geist überall in der Tasche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzustreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde sie daran festgehalten. Die französischen Komödien können so wenig, als die deutschen, der Lieutenants entbehren, und so oft sich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jezt aber kam der spanische Krieg, den die Liberalen nicht haben moch-

ten, und das Blatt wendete sich. Von Gloire wollten sie nichts mehr hören, sie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß sich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und sich um fremder Völker Thun und Lassen nicht bekümmere. Es wurde also anbefohlen, ruhmvolle Anspielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und sich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abscheu wegzuwenden. Aber das Pariser Parterre läßt sich nicht so schnell unter einen Hut bringen, und in den ersten Tagen der neuen Ordnung klatschten die feurigen Patrioten, wie sie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein schrecklicher Lärm, und sie logen, daß man gar nicht begreift, wo sie die Unverschämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angestellte Leute hätten Kriegsscenen beklatscht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeisterin der Prinzessin Europa, hat seitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauscht. Zwar hat sie durch den spanischen Krieg einige neue Aengsten bekommen. So mußte eine Mamsell Mina, die in einem Kotzebue'schen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort

paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Zensur jezt bessere Zeiten, und kann sich ausruhen. Von der Gloire, die ihr sonst ein Dorn in den Augen war, ist sie die beste Freundin geworden. Die Pariser Straßen sehen jezt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, versteckt hinter Büchern, umstellt von Ofenschirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und selbst darauf wird nicht Rücksicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe sogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spänien vier neue und schöne Reverbèren an den Winkeln der Vendoms-Säule aufgestellt wurden — da wo sonst keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln sehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber sind, vielleicht hätte meine kleine Beschreibung von dem hiesigen künstlichen Winter der Einbildungskraft der deutschen Leser einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünscht gewesen wäre. Denn wie man mir aus Deutschland geschrieben, hat es dort diesen Sommer sehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles. Aber den Engländern ist es nicht besser gegangen; auch sie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten sie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt, während sie sich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgestritten, ob diese Waare zu verzollen sey oder nicht, war der Gegenstand des Rechtsstrei-

tes zu Wasser geworden — ein Umstand, der bei Prozessen nicht selten eintritt. Noch größeres Mißgeschick hatten andere brittische Handelsleute erfahren, welche Schiffe, auf den Eisfang nach Island ausgeschickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannschaft und Ladung zu Grunde. Diese Gefahren hatte der deutsche antipiratische Verein wahrscheinlich vorher berechnet, sonst hätte er sicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiste, seine, durch den Schrecken der Raubstaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutschen Bunde, heilsame Abkühlung zu verschaffen! ..... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wissen. Das beste Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die süße Noth, zwischen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will sie nennen: Vanille, pistache, caffé blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin besteht das Wesen eines bis[illegible] glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es ist eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich seyn es nach seinen Bestandtheilen, ein Dichter es würdig, ein Stoiker es mit Gleichmuth zu beschreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl

wieder eine französische Windbeutelei, dieser sogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines Biscuit seyn! Ich genoß, und schämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambrosia munden. Aber Ambrosia ist auch nur ein Wort — man komme und schmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen Augen gesehen, daß eine wunderschöne junge Frau, die eifrig davon gegessen, und ihr Glas schneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das seinige, in dieses mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, so daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann sich triumphirend herumgesehen, und allen anwesenden, jungen Leuten zu verstehen gegeben, sie sollten daraus entnehmen, wie wenig für sie zu hoffen sey — so sehr liebte die junge Frau gefrorenen Biskuit. — Diejenigen meiner Leserinnen, die je in Paris, und während dem schön, oder jung, oder reich gewesen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt sich dort alles) die lächelten gewiß voll seliger Erinnerung, da ich von Tortoni und dem Boulevard des Italiens gesprochen. In schönen Sommernächten da sitzen ... säuselnde Bäume ... umgaukelnde Bewunderer ... von

tausend Lichtern zauberisch umflossen ... eine herrliche Zitter tönt herüber ... drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen, betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig ... und dabei den süßen Schnee herabzuschlürfen, wie das köstlich ist! Ach es denkt keiner daran, wie theuer sich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menschlichen Lüsternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur schon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und sie haben weit zu sehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und sie soll doch Kranken einen Heilbrief schreiben. Tausend frische Zweige säuseln mich vom dürren Pulte weg, tausend Vögel zwitschern mich hinaus; denn sie säuseln, denn sie zwitschern: Rousseau! Rousseau! Die Kastanienbäume dort, ernste Greise jetzt, sie haben in schönern Jahren Rousseau gekannt, und mit Schatten bewirthet seine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich sehe in die Fenster —

darin ist Rousseau's Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort ist der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen, kein Gebüsch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — sie sind ihm alle begegnet, und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — so, ganz so hat ihn die Frühlingssonne um diese Stunde auch seinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treulose, buhlerische Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und sie sah ihn lächelnd an, und jezt, da er fern ist, lächelt sie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der seufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwischen den Dörfern Enghien und St. Gratien, ein See, welchen die Franzosen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man sich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländischen Tugenden und die ausländischen Fehler, müßten den See — sollte man meinen — das stille

Meer von Montmorency heißen, so groß und stattlich ist er. Wahrlich, als ich ihn gestern Vormittag sah — das Wetter war etwas stürmisch — schlug er hohe Shakespeare's Wellen, und war unklassisch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze schöne Stunde umschleichen. Herrliche Baumgänge umschatten seine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über seine Wellen. Diesem See nahe sind die Badehäuser angebaut, alle auf das Schönste und Bequemste eingerichtet. Die Bestandtheile des Wassers kenne ich nicht genau, die chemische Analyse, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist — dieses herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver gestoßen, kranke Menschen heilt. Wahrscheinlich hat das Badwasser von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Conversations-Lexikon — diesem sächsischen Reichs-Vikar nach Ableben des deutschen Kaisers, der den deutschen Völkern geistige Einheit giebt, und dessen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreise mnemonisch bewahren — kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde,

schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöstes Eisen enthält. Aber Montmorency ist ungleich wirksamer als Wiesbaden und alle sonstigen Schwefelbäder Deutschlands und der Schweiz. Die nothwendigste Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, ist, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da wo sie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu schaffen. Paris liegt aber so nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteste zu haben ist. Aus dieser vortheilhaften Lokalität entspringt für deutsche Kurgäste noch ein anderer ganz unschätzbarer Nutzen: daß sie nämlich gar nicht nöthig haben, sich auf der großen Reise von Deutschland nach Paris mit einer Krankheit zu beschleppen, welches besonders bei Gichtübeln beschwerlich ist, sondern daß sie sich gesund auf den Weg machen, und sich erst in Paris mit den nöthigen Gebrechen versehen, von wo aus sie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu suchen. Sollten sie diese nicht finden, oder gar unglücklicher Weise in Paris sterben — denn es versteht sich von selbst, daß man dort alle seine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kastanienbäu-

men hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu sehen, so hat man die Reise doch nicht vergebens gemacht. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort sterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, sind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jezt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu sprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher sich, besonders die deutsche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe sie die Reise nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoisie verstoße, wenn ich dieses als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, so entschuldigt mich meine gute Absicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, schön, verheirathet, gesund und ein Frauenzimmer, würde ich, sobald ich im Morgenblatte die Anpreisung des Montmorency-Bades gelesen, wie folgt verfahren. Ich nehme an, ich lebte seit fünf Jahren in kinderloser, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf seine landwirthschaftlichen

Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftschlösser. Er liebte die Jagd sehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem seinen Willen, und nur an Festtagen, die ich mir zu diesem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrschaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unsern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf seinen entfernten Maiereien, und wir hätten selten eheliche Zwiste. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leserinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Person, wie Cäsar, und im Indikativ, wie die Weltgeschichte, von mir erzählen.

An einem schönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte schlaftrunken, der Himmel löste seine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, sprach er zu seinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, seyn Sie so gut, und lassen Sie meiner Frau sagen, daß ich da bin.“ Der Graf war gegen seine Jagddienerschaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartensaale legte er seine Tasche ab, und zog die Ladung aus der Büchse; die Jagd war sehr unglücklich gewesen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgestoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin,

kam schüchtern herbei, und sprach mit ängstlicher Stimme: „Erschrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen ist es vorüber, Sie brauchen sich gar nicht zu beunruhigen." Der Graf stieß zornig seine Büchse auf den Boden. — „Elster, Staarmatz, Gans, was schnättert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber soll ich nicht erschrecken?" Das Kammermädchen erwiederte: „Sie können ganz ruhig seyn, die gnädige Gräfin befinden sich etwas unwohl, und haben sich zu Bette gelegt." — „Schon gut, brummte der Graf, schick' Sie mir den Heinrich." — Heinrich kam, seinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er sich ungeschickt dabei, und bekam einen leisen Fußtritt; so sanft hatte Heinrich den Herrn nie gesehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer seiner Frau. Die schöne Gräfin richtete sich im Bette auf; sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?" frug der Graf so zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da bist, jezt ist mir schon viel besser. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten." Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauspielerin, die schon in bedeutenden Rollen

aufgetreten, stotterte doch, als sie diese Worte sprach, und ward rosenroth im Gesichte. Der Graf — er besaß große Allodialgüter und war seiner ganzen Collateral-Verwandtschaft spinnefeind — als er seine Gemahlin erröthen sah, faßte ein freudiges Mißverständniß, und drückte der Gräfin so fest und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Diese schrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au ist zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen schönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leserin brauch' ich es wohl nicht zu sagen, daß jenes Au nichts war, als die erste Scene einer kleinen dramatischen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht so spät in der Laube zu sitzen; du hast dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!" Nach diesen Worten wünschte der Graf seiner Gemahlin gute Nacht, und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand sich die Gräfin beim Frühstück ein, und erklärte sich für ganz wieder hergestellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man suchte darnach, es fand sich nicht. „Steht etwas Interessantes darin?" fragte der Graf. Die Gräfin

erwiederte, sie habe es gestern, weil sie sich zu Bette gelegt, nicht gelesen. Sie war ungemein hold, und liebenswürdig, und schlürfte ein Löffelchen aus der Tasse ihres Mannes, ehe sie ihm dieselbe hinreichte, um zu versuchen, ob der Kaffee süß genug sey — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie für feierliche Gelegenheiten versparte. Darauf brachte sie ihre eigene Tasse an den Mund, vermochte sie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitlosigkeit, und daß ihr der Mund so bitter wäre. „Meinst du nicht, liebes Kind — sagte der Graf — daß es gut sey, den Arzt aus der Stadt holen zu lassen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indessen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, schüttelte den Kopf, Frank, sein Polarstern, zog sich hinter Gewölk, und vom menschlichen Herzen, diesem Kompasse auf dem Meere zweifelhafter Geschichten, verstand der gute Doktor nichts. In seiner Spezial-Inquisition erlaubte er sich verbotene Suggestionen; die Gräfin verwickelte sich in ihren Antworten, klagte über die widersprechendsten Leiden, stotterte, ward wiederum roth.

Der Graf lächelte abermals und sprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen.“

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schönen Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doktor die jüngsten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte diesen endlich: „Waren Sie schon draußen auf dem Freihof beim Baron Habersack gewesen? er ist krank.“ — „Ich bin sein Arzt nicht,“ erwiederte der Doktor seufzend. — „Ich weiß das, sagte die Gräfin: aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Sie rufen lassen.“ — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herstellen könne, aber der Baron ist eben so geizig, als seine Gemahlin großmüthig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreiben werden.“ — „Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.“ — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelassene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badort würden Sie empfehlen?“ — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?“ —

„Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte sterben vor Langerweile." — „Was halten Sie von Ems?" — „Man erkälte sich dort Abends zu leicht." — „Lieben Sie Kannstadt?" — „Ich hatte mir dort sehr gefallen; schade nur, daß die Esel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt so lustig machen.... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris, die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt, und scheinen mir für meine Umstände ganz zu passen?" — „Ich kenne sie; glauben Sie doch der französischen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Wasser geworfen, und sich damit gewaschen, thut dieselben Dienste, wie das Bad von Montmorency." — „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reise, Paris, die Zerstreuungen." — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben Recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß sehr heilsam." — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, seyn Sie geschickt, Sie werden Mühe haben." — „Gnädigste, ich führe eine Schlange in meinem Wappen."

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb sich vergnügt die Hände, denn

er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Collateral=Verwandten eine schadenfrohe Bothschaft zu bringen. „Wartet nur, naseweiser Bruder — sprach er lachend vor sich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen seyn soll." Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und sprach: „Nun lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achseln. — „Man kann noch nichts sagen, werthester Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch blos." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es ist eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß." — „Gicht! Doktor. Meine Frau ist erst drei und zwanzig Jahre alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten." — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jezt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwasser=Trinken." — Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt seyn; er war ein kenntnißvol-

ler Pferdearzt, aber von der Menschheit in ihrem gesunden und kranken Zustande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer seiner Frau, ergriff beide dort stehende vollgefüllte Zuckerdosen, und schüttete ihren Inhalt zum Fenster hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert, und schlich langsam und verdrießlich wieder fort, als sich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechselte die schöne Gräfin Opodeldoc zwischen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunst und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich schien die Arznei anzuschlagen — sie mochte wohl sympathetisch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon seit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpsichore hatte diese glückliche Verabredung mit Hygicia getroffen; denn am neunten Tage schickte die Baronesse Habersack Einladung zu einem Balle, auf dem sie vor ihrer Abreise ins Bad alle ihre Freunde vereinigt sehen wollte. Die Gräfin schmückte sich aufs Herrlichste, sie war schön wie — ein Engel. (Warum ist die christliche Mythologie so arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, stand, wie Pygmalion vor seinem Mar-

morbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände, und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin beleben, und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte starke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblicke seiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen . . . stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus, und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: „Was hast du, mein Mäuschen?" Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar als Kammermädchen hinter den Kulissen stand, ward doch überrascht von dem Staatsstreiche ihrer Gebieterin,

dessen Geheimniß sie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligstes hatte, in das auch die Priesterin Sophie nicht treten durfte, sondern nur sie selbst als hohe Priesterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er sich zum Grafen und sagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen lassen.“ — „Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es so schlimm mit meiner Frau? Ist eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?“ — „Nein, werthester Herr Graf, so schlimm ist es nicht; aber die gnädige Gräfin scheinen kein Zutrauen in mich zu setzen, und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber sie will nichts davon hören. Sie sagt, das Geräusch der Badeorte sey ihr verhaßt, und sie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu sprechen. Aber meine Pflicht . . .“ — „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?“ — „Werthester Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur sind der Blinde und der Lahme; die

Natur zeigt uns den Weg, den wir sie tragen sollen. Um einen Kranken zu heilen, müssen wir in ihm den gesunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel ansetzen. Die Gicht ist eine Krankheit, die sich aufs Hartnäckigste vertheidigt, sie ist mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen sie auch im Conversations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . ." Der Doktor sprach noch länger als eine Viertelstunde gelehrt und unverständlich, um der Gräfin Zeit zu lassen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?" — „Nein, Herr Graf, das Wasser ist zu stark." — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft." — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Wasser allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft ist dort schädlich." — „Welches Bad rathen Sie denn?" — „Das zweckmäßigste wäre Barrège in den Pyrenäen." — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappist attrapiren?" — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat seine Bedenklichkeit. Das Wasser von Montmorency bei Paris ist ungefähr von gleicher Beschaffenheit." — „Herr Doktor, wenn unser Einer nach Paris reist, so kostet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn seyn?

Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?" — „Schon Hippokrates, in seinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin ist nicht zu bewegen." — „Das wird sich finden; wenn ich will, muß sie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor."

Graf Opodeldoc brauchte länger, als vierzehn Tage, seine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte sie ein. „Ich will deiner liebevollen Besorgniß dieß Opfer bringen," sprach sie mit matter Stimme. Sie ward täglich schwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind" — sagte der Graf eines Morgens — „ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausschicken, du wirst für die Reise noch Allerlei bedürfen." — „Nein, guter Mann," erwiederte die Gräfin, „das Nöthigste habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie sich Alles in mir auflöst, bald schließt mich der Tod in seine kalten Arme." — „Kinderpossen! Du wirst in Paris wieder aufleben; dann brauchst du Flitter genug, und dort ist Alles doppelt theuer." — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdischen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" — „Wie du

willst!" — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, das Geld ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons sehr, doch, als guter Deutscher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte sie sich gestärkt, und in Strasburg vermochte sie mit Leichtigkeit den Münster hinaufzusteigen. Oben auf der Platte-Form sagte der Graf: „Mäuschen, du blühst ja wieder wie eine Rose." Die Gräfin erschrack, bedachte, wie wenig entfernt sie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerschein der Abendgluth zu verstecken. Als sie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutschland kommend, in Paris einfährt, wollte der Postillion, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus bestellt war. Aber die Gräfin befand sich plötzlich so übel, daß man sich entschließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für ein fièbre non maligne, und gebot, das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adressen abzugeben, machte Besuche, empfing Besuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergestellt, und

ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutsche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße restaurirt. Der Graf selbst fing sich an in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenschaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verschaffte, seine Lust zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom ersten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da sie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieses zu häufigen Zwistigkeiten mit ihrem Manne. „Er ist ein wilder Mensch!“ sagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute sind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbst nahte heran, die Rückreise konnte nicht länger verschoben werden. Der Wagen war angespannt, der Colonel umarmte seinen Freund. „Adieu mon ange!“ sagte er zu Sophie, ihr die Wangen streichelnd; aber vergebens suchte er unter Scherzen seine Rührung zu verbergen, Thränen entstürzten seinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, sie zu küssen, diese zog sie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als sie im Wagen saßen, sagte der Gaf: „Du hast dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er ist ein herrlicher Mann, ein ächt deutsches Herz.“ . . .

Während auf der ersten Station hinter Paris die Pferde gewechselt wurden, schlug sich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Rein vergessen!“ Mit freudigem Schreck frug die Gräfin hastig: „Deine Brieftasche? Ich habe sie auf dem Kamin gesehen. Laß uns schnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergessen; wenn wir nicht eilen, ist Alles hin.“ — „Die Brieftasche habe ich“ — erwiederte der Graf — „ich meine, wir haben ja ganz vergessen, uns in Montmorency umzusehen.“ — „Ueber's Jahr!“ lispelte die Gräfin mit einem leisen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, dessen goldene Kuppel in der Abendsonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleise auf seinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariser Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Diese hatte sich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm ist, in Paris zu seyn, ist es für Frauen noch angenehmer, dort gewesen zu seyn und davon zu berichten. Die Herbstwinde raschelten, die Blätter fielen. Es kam der erste November, des Grafen fünfzigster Geburtstag. Der Graf schlief an diesem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um

zu allen Vorbereitungen zu seiner Ueberraschung Zeit zu lassen. Er ging hinab in den Saal, und wünschte seiner Gemahlin mit erkünstelter Gleichgültigkeit und Kälte einen schönen guten Morgen. Bei seinem Eintreten sagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!" indem sie ihr einen sanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge, voll Schelmerei auf ihrem Gesichte, und schlüpfte lachend hinaus. „Väterchen! sprach die Gräfin mit entzückender Holdseligkeit — der Graf kam näher — Väterchen! — der Graf stand vor ihr — Petit Papa!" — Sie ergriff seine Hand, drückte sie fest und zärtlich, er zog sie zurück, sie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' sich so!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischen Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man jene armen Herrn sich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Styl-Muster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen;

Ludwig XVI. sey auf Gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Buonoparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größern Nachruhm bringen würden, als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: er habe die Baukunst nicht geschäzt, die Baukünstler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant gewesen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pätschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule

jener des Trajans zu Rom sklavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiste zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt — das ist ihr höchstes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzustellen, Allen verständlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleons; unter solchen nämlich, die eine sittliche Vorstellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff als den der türkische Kaiser zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Moschee von Christenschädeln aufrichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie absägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf sizt. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende können sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In funfzig Schlachten war er den Lan-

zen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelstichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhms schaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutschen wohlthun würde, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um der Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jezt jeder dumme Bauer lesen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutsche Advokaten, Notare, Gerichts-Präsidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben schon manche Versieglung mit Vergnügen veranstaltet; aber die eines bürgerlichen todten Herzens ist ihnen sicher noch nicht vorgekommen. Sie überlassen mit Recht dergleichen romantische Streiche der Jugend und den deutschen Calderonen. Ich aber habe eine solche Versieglung mit angesehen, und sie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rousseau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam später in den Besitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und starb daselbst. Im Garten liegt sein Herz unter einer gestuzten Marmorsäule begraben, die seine Büste trägt und die Inschrift: **Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici.** Das mais ist sehr schaafig; die Franzosen können keine Grabschrift machen, sie verstehen das

Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon — und es war eine süße Mai-Dämmerung — aber weder dieses, noch der Gesang der nahe nistenden Philomele, konnte die Priester der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretry's Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und siegelten gehörig. Es war dieses der lezte Akt eines romantischen Prozeß-Drama's, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern, daß sich die Prozeßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

Gretry starb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer

Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man sollte das Herz des Verstorbenen herausnehmen und einbalsamiren; aber einige Glieder der Familie widersezten sich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab gesenkt, bis das Gewölbe das sie aufnehmen sollte, vollendet seyn werde. Nach zwei Monaten, als dieses Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Diesen Umstand benuzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalsamiren, und in eine zinnerne Büchse legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf schrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei seinem Leben den Wunsch geäussert, daß sein Herz in seinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieses Wunsches gedenkend, sey er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt schrieb zurück: Er nehme das Geschenk an, und man solle es ihm *durch den nächsten Postwagen* schicken. Er soll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz *portofrei*; indessen wird dieses komischen ökonomischen Verhältnisses in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in diesem Verfahren den edelsten der alten Römer, die dem Dienste

des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand zischte auf und dampfte, als der kalte, prosaische, kanzleistilistische Brief sich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umstände hatten seinen frühern Entschluß abgeändert. Erstens hatte er unterdessen die Eremitage an sich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war also der angemessenste Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgerissen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariser Friede sey hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des kostbaren Ueberrestes eines seiner großen Männer berauben. Er ließ also im Garten der Eremitage ein Denkmal setzen, worunter das Herz gelegt werden sollte. Ehe dieses ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris, und breiteten sich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete sich und sein Herz vom flachen offnen Lande in die sichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baschkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutschen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage, aus Ehrfurcht

vor dem Genius eines großen Mannes, mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerstörung bewacht und geschützt. Er eilte froh mit seinem Herzen hinaus, und traf zwei junge preußische Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rousseau's Denkmal gekniet, das sich, von der Epinai eitelen Sorgfalt aufgestellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigesezt.

Die Stadt Lüttich schien ihre alten Ansprüche aufgegeben zu haben, und ließ sich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erst im Jahre 1820 brachte sie die Sache wieder in Anregung, und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieser beantwortete den Brief nicht. Darauf schlug der Bürgermeister von Lüttich einen schlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiselle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geschäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand auf diese, oder jene Art, sein Herz zu entreißen. Demoiselle Keppenn, in solchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuversichtliche Modehändlerin verkannte den Geist der Zeit, ob sie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen sollte. Sie bedachte nicht, daß Herr

Flammand über die Jahre der Jugend hinaus sey, und als sie nun mit ihren Absichten und Reizen vorrückte, wurde sie zurückgeschlagen. Da nahm sie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht, und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'sche Familie zu entzweien, und sie wußte sich von einigen Gliedern dieser Familie die schriftliche Erklärung zu verschaffen, daß es ihr Wunsch und Wille sey, daß Gretry's Herz nach Lüttich geschickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den französischen Gerichten, und verlor den Prozeß in der ersten Instanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat sich jezt Herr Flammand an das Cassations-Gericht gewendet, doch ist zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form ist gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug ist.

Glücklich diejenigen, deren Herz erst nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieses hatte vor zehn Jahren aufgehört zu schlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in seinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jezt, nachdem es sieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es seine Ruhestätte

verlassen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geschieht aber mit der Grabsäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieses nicht das erste Beispiel einer conjugirten Grabschrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil sie Leben in den Tod bringt. Auf Rousseau's Grabmal in Ermenonville standen die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der französischen Revolution Rousseau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inschrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand ist übrigens Willens, Gretry's Grabschrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbessern, sondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die französischen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt hatten. Gute deutsche Lapidar-Stylisten werden ersucht, mir darüber ihre ästhetischen Vorschläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anschlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld (doch trifft das Eine seltner ein, als das Andere), kann man sich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anschlagzettel, die man ganz unentgeldlich, zwar nicht benutzen, doch lesen kann. Paris hat, wie jede deutsche Stadt, seine Intelligenz-Blätter, petites-affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derselben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein protestantisches Dienstmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen sucht, wo sie „ihrer Religion obliegen könne." Es ist leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfnisse in diesen petites-affiches nicht angeboten werden. Erstens, weil sie von Fremden und höhern Ständen wenig gelesen werden, und

zweitens, weil sie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waaren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidar-Styl, und wenn sie, weil ihnen etwas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: „Ich kam, sah, siegte!" — sie sind zu bescheiden — sondern sie gebrauchen viele und große Worte, und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Kommentarien. Man findet diese an hundert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, sondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu thun haben — mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht blos sehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum sind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derselben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buchstaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als egyptische Hieroglyphen räthselhaft erscheinen. Ich will einige gute Muster von diesen Anschlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Lesers bringen und dabei den

Text mit den nöthigen moralischen Anmerkungen begleiten.

Die erste Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil sie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; sie leuchtete durch ihre Bescheidenheit hervor. Sie bietet Schreiblustigen **Plumes sans fin** an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich schreiben — eine in Deutschland längst bekannte Erfindung. Schriftsteller, die sich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, so fließt diese aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeschraubt wird, unaufhörlich von selbst zu. So oft die Feder trocken geworden ist, giebt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt sich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfrischt sie.

Neben diesem Zettel breitet sich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländische Leinwand lang ist. Die Buchstaben wechseln in allen Farben des Regenbogens ab, die schwarzen ungerechnet. Oben stehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrennerischer Sinn erfordert: **A bas les perruques!** In manchem Schweizer- und deutschen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behör-

den angesehen werden; hier aber durfte man so etwas, sogar unter Aufsicht der Polizei drucken lassen! Doch scheint es, daß sich die Pariser Polizei auch später eines Bessern besonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: **A bas les perruques!** sondern, zwar ironischer, aber minder staatsgefährlich: **Adieu les perruques!** Der Perrücken-Tödter macht bekannt: „**Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes le plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.**“ O du Haarkräusler, was hast du gethan! Du hast die weißen Haare zerstört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran soll man künftig Jünglinge von Greisen unterscheiden? Wo soll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke suchen? Was soll Mädchen und Fürsten in ihrer Wahl leiten? Das hättest du Alles wohl bedenken sollen, Haarkräusler! — Diesem Zettel schließt sich verwandtschaftlich folgender an: „**Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.**“ Der gefühlvolle Leser wird schon von selbst wissen, was er hierbei

zu denken hat. — Nützlicher ist die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, **Caléfacteurs** genannt. Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quelques centimes de combustible, **continue sans feu** et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant, ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés." Eine schöne Erfindung! Jezt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann sich zwar, vor wie nach, erhängen, erschießen, vergiften; aber ersäufen kann er sich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberschrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maschine verhindert dieses. Diese Maschine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Person, die sich ihrer bedient, so daß sie immer den fünf und zwanzigsten Theil des Körpergewichtes schwer ist. Nach diesem Verhältnisse kostet sie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält sich also wohlfeil über dem Wasser, wichtigen Leuten aber kostet dieses viel. Auf dem festen Lande ist es gerade so.

„**Gallerie métallique de la fidélité.**" Was heißt das? Es wird zur Subscription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle

fidelen Franzosen abgemünzt werden sollen. Da werden sie viel zu thun haben: die fidélité métallique ist gar groß in Frankreich. Der Prospektus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verstehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menschen sind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle.“ — kostet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — kostet 3 Franken, also das Doppelte. Ist das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder ist die Kunst, mit Männern glücklich zu seyn, eine schwerere Kunst, die sich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eins von beiden muß wohl der Fall seyn. — Cravatiana... Das Uebrige kann ich nicht lesen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrscheinlich ein Lehrbuch über die Kunst, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigsten der freien schönen Künste! Die Sybillinischen Bücher der Pariser Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konsulat, wäre einst ein schöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel gestanden, und habe versucht, sich das Halstuch malerisch umzubinden; es sey ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde

umgeworfen, und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall sey ein Gott gewesen. Nie früher habe die langsame Kunst so Herrliches zu Stande gebracht, als hier der rasche Geist der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des schönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erstens, einen dunkelgrünen Papagey — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man ersieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer ist in Paris..... Ein junger Mensch „au désespoir" hat 8000 Franken verloren — wer sie zurückbringt erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchstaben steht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beispiele, daß dieses Appellations-Gericht, das Urtheil der ersten Instanz, welche entschieden, der Finder solle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei ist eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuschicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für sich behalten. Es muß

also in Paris doch nicht ganz an Beispielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn sonst würde man die Druckkosten zu solchen Anschlagzetteln nicht verschwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß sie das Geld verspielt. Erst kürzlich wurde ein wohlgesitteter junger Mensch von seinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeschickt. Zufällig führt ihn sein Weg durch das Palais Royal. Der böse Geist kommt über ihn, er spielt, verliert das Geld, und stürzt sich in die Seine. Ueber eine Naivetät der französischen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erschien die amtliche Statistik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbstmorden, die sich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielsucht gewesen. Und das erzählen sie selbst! Als wenn die Spielsucht wie die Schwindsucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie sagen zwar: öffentliche Spielhäuser wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne sie würde heimlich gespielt werden, und dann könne die Polizei keine Aufsicht halten. Das sind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben so gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als sie Jeden, der ihr politisch verdächtig geworden ist, aus-

findig macht, wenn ihr an dem Einen so viel gelegen wäre als am Andern. Die Sache liegt daran: erstens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld sie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuser als die Kloaken angesehen, wo alles schlechte Volk zusammenfließt, die also die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuser der Polizei als Sklavenmärkte, wo sie ihre geheime Agenten anwirbt und zusammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutschen. Was will der? Er bietet seinen Unterricht in der deutschen, englischen und italienischen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß sie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutsche Treue! — Madame Garnerin steigt den nächsten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauspiel selbst mit ansehen; am Zettel ist nur das merkwürdig, daß die ersten Plätze 40 Franken die Person kosten. — Dort das Riesenblatt mit einem großen Holzschnitte am Kopfe? Es ist ein Kapaun am Bratspieß. . . . Nein, es ist ein ungeheures Ochsenauge, von einem Messer durchstochen, welches eine Staarnadel vorstellen soll. Ein Médecin oculiste bietet seine Dienste an. Gut,





daß Blinde den Zettel nicht sehen können; das Schwert im Auge würde sie abschrecken. Der Okulist bemerkt schlau: „**Rien sans lui!**" Er führt, mit Namen und Wohnungen, eine Liste der Personen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optischen Waaren, und giebt nicht blos die Gläser, sondern auch die Augen dazu her. Er hat eine „**Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.**" Wer sie in Dutzenden kauft, erhält sie wohlfeiler. Da der Okulist auch Thränenfisteln heilt, so gehört seine Ankündigung in das Fach der romantischen Literatur. Er wohnt sehr malerisch in der **Rue de la monnaie.** — Ein Zettel in englischer Sprache lautet wie folgt: „**Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Caffé in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.**" Sehr räthselhaft! Ist es eine Männer- oder eine Weiberstimme? Ist es eine Herausforderung? Ist es ein Sirenenlied? Hat ein Engländer unglücklicher Weise seiner Frau be-

gegnet, die ihm von Douvres nachgeschifft, und ist er schnell und erschrocken an ihr vorbeigeschlüpft? Doch, was es auch sey, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauspiele in fünf Akten geben, so ist diese Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italienischer Sprache fehlt es nicht: aber deutsche Ankündigungen habe ich noch nicht gesehen. Die einzige öffentliche deutsche Inschrift, die mir in Paris vorgekommen, steht, in goldnen Buchstaben, an der Glasthüre eines Kaffeehauses, und lautet: Deutsches Frühstück. Wahrscheinlich ist dieses Frühstück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es bestehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Biersuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalite.

„Sie stirbt daran. . . Vielleicht besser so, daß ihre Leiden enden. . . Wir brauchten eine von Erz. . . Ihr werdet sehen, es ist ihr Salto mortale. . . Er liebt die Wüsten, wo man horcht der Stimme der Natur . . . der Silberstimme der Natur . . . die Schande? Eine Flasche Jordan-Wasser wäscht alle Flecken rein." — Die Reden wurden immer sauerer, Adelens Blicke auf Alphons immer süßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein stilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und sie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jezt horchte sie, und fragte ihre Mutter: Mama, was ist denn die Septennalite? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und sie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für sich allein, glich an Emsigkeit einem Ameisenhaufen. Zucker, Salz, Essig, spanischen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieser bald jener

reichte, mischte sie zusammen, eine schmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend gestern war köstlich! — „Mama!" — Frau von Beauvais begnügte sich, ihre linke Hand auszustrecken, doch ohne dieser nachzusehen, und sprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte sie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgestreckten Zeigefinger, warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das von einer Milch-Lampe erhellt, wie im Mondlichte schwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöse der streitenden Zungen, uns nicht störe. — Ach die häßliche Zeit, wo schöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken, und ohne Furcht mit uns allein sind, im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was ist die Septennalite?" — Zum Glücke schlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu besinnen. Der letzte Schlag war schon fünf Minuten ausgeklungen, und ich sah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr stand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel saß auch Adele in einer Bergere. Wer dieses Mädchen einmal sah, wünschte sie immer zu sehen, oder sie nie gesehen

zu haben. Maler würden ihre Pinsel und ihre Palette wegwerfen, und Raphael einen Stümper schelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Criminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu seyn! — „Nun, mein Herr? . . . Sie seufzen? . . . Sie sind nicht wohl?“ Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die gesprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen bösen Traum. . . . „Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böse König?“ — Sie müssen mich besser hören Adele; ich sprach von keinem bösen König, ich sprach von des Königs bösem Traum. . . . Er träumte, er stünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Flusse stiegen sieben Kühe, die waren fett. Dann kamen sieben andere Kühe, die waren mager. . . „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich sagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertausend Jahren, lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu diesem sprach eines Tages sein alter Vater: — hast du nie geliebt? . . .

„Nie, mein Herr . . . Nie mein Vater,“ erwiederte Jacob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — . . . . So gehe hin mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob seines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durstig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er sah ein Mädchen das sich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verschlossen. Jakob nahte sich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete sich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsstrahl spaltete sich, zündete in Beider Herzen, und sie sanken sich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerst aus dem Entzücken, schaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und sprach: Wie nennst du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Isaac's und Rebeccas, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an seine Brust, und sprach: Hier, hier, wo die Seele sizt, da war es mir wie gebunden; jezt bin ich frei. Freiheit, süße Freiheit! Du

Rahel, reichtest mir der himmlischen Luft unvermischten Trank. — Rahel sprach zu Jakob: Hier, hier wo es mir im verborgenen schlägt, ach, da war es mir so bang und düster! Jakob mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es ist mir nicht mehr dunkel. — Willst du mein Weib seyn, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und sprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter seinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen sprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban, und sprach: Gottes Segen über euch, Herr Fürst! Ich heiße Jakob, gebt mir eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und schlimmer Herr, und der Zorn kochte in seinem Herzen, über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob! sprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren, doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, so nehmt sie, und mit ihr, Knechte und Heerden so viel Ihr begehrt. — Herr Fürst! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach

Rahel steht mein Sinn. — Guter Jakob, sprach Laban sanft und lächelte wieder, Ihr seyd zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir sieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürst! sprach Jakob; und treu diente er seinem Herrn. Jakob und Rahel liebten sich, sie sahen sich, und ungezählt gingen sieben Jahre vorüber. Aber die tückische Lea, tückischer weil sie verschmäht war, kränkte oft ihre Schwester, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienstzeit ging zu Ende, und der verhießene Tag seines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, stand davor; der Priester sprach den Segen. Während dieser murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es ist Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch sie ist unglücklich; ich will ihr Freund seyn. — Der Segen war gesprochen; die Unvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erschrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme die er vernommen, war der getäuschten Rahel ihre. Laban der Schelm hatte ihn betro=

gen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare, und stürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und schwach, und dem Jüngling sank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und sprach: Seyd nicht böse, guter Jakob! Ihr seyd zu alt für meine Rahel. Dient mir sieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachsen, dann sey sie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch diese sieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verschob von Morgen zu Morgen, seiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er sprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, so viel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn sie liebten ihn, eine auserlesene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm, sezte ihm nach... „O bitte mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen."

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man stritt noch immer; Frau von Beauvais wirthschaftete so emsig wie zuvor; man lachte, scherzte, aß Gefrornes und spielte Karten. Aber

Adele saß am Fenster neben Alphons, und koßte die lezte Wolke der Eifersucht von seiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalite vergessen. Glücklicher Alphons! Liebe ist noch schöner als Freiheit. Liebe, Alphons, und wenn du satt bist — hasse!

XXIV.

Aristokratismus de

Der Franzose von heute (tra
Schillertaffet!) wird nicht mü
Anmaßungen jeglicher politis
Haß zu bekämpfen wo er sie
verfolgen wo er sie sucht.
hältnissen, die den Menschen s
wie die Bürgerlichen, als der
schließt, wie die Stadtmauer;
stigen Leben einer Aristokratie
ihn ganz unbarmherzig hudelt
freiheitsliebender Franzose, nich
Im Reiche der französischen K
herrschen altes Herkommen, G
heitsrecht, Etikette und schnu
bestritten und ungeneckt. Jed
seinem Wappen, jede Kunstreg
gefragt; ob sie von Corneille,
Voltaire herstammen, und ha
ren selbsteignen angebornen W

Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien — da ist noch ganz der bestäubte Kanzlei-Styl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Tituskröpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer, als früher da eine Allongeperrücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust, den Reifrock der Frau von Pompadour — man sieht sie nicht mehr aber man hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft — sie sind wie Schönpflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brod, und man giebt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Gallafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisirten Haare — es ist ganz der alte Hofpomp von Versailles. Wer ist der große junge Mensch auf dem Schlachtgemälde dort, der sich für den ersten hält, weil er vorn steht,

der sich spreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Ist es der Tambour-Major der alten französischen Kaisergarde? Nein, es ist Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künstlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichste aller Geistes-Sünden, weil das Verderben, das sie anstiftet, nicht wie bei Shakspeare, Beethoven und den altdeutschen Malern, ein Austreten des Genius, sondern dessen Dürre zum Grunde hat — dieses manierirte Wesen durchfröstelt die Franzosen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Musik machen und dieses mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme spüren, aber es ist keine Sonnenwärme, es ist Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünstelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häusern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man statt mit Backsteinen mit Laub ausgefüllt, und statt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte so kommen! Seit Franz I. haben die französischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch

Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister, nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jezt die Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geistige Leben sehr theuer ist, muß man, um alles zu genießen, sein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung statt finden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurtheilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung statt finden? Aber den unseligsten Einfluß auf Kunst und Wissenschaft üben die politischen Parteien aus. Diese Parteien rekrutiren sich, wie sich sonst die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht

gefragt; wer fähig ist eine Flinte zu tragen, und sie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftsteller und Künstler der ihr gegenüberstehenden herabsezt, das versteht sich von selbst und schadet nicht viel; denn unverdienter Tadel ist mehr geeignet aufzumuntern, als nieder=zuschlagen. Das Verderbliche ist darin, daß jede Partei die Werke der Künstler und Schriftsteller, die unter ihrer Fahne streiten, unverdient lobt.

Was sich die Ultras hierbei zu Schulden kommen lassen, braucht nicht gerügt zu werden; denn diese Partei ist so alt wie die Welt, und ihre Fehler sind zu tief gewurzelt, als daß sie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung ist, und deren Schwächen neu sind, muß man diese vorhalten. Sie sollte wissen, daß es ihr Zweck seyn muß, dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle, dem frischen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Gesetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg schon halb errungen ist, wenn sie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geistes zu fechten. Warum also die Künstler und Schriftsteller, die auf der Seite der Ultras stehen, herabsetzen? Da sie mit dem Geiste streiten, streiten sie auch für den Geist, für die Wahrheit also, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht

— gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, ist der schon gerügte, daß sie alle ihre streitbaren Talente in der Hauptstadt zusammenhäufen, daß sie, statt gegen die Aristokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn sie sie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es ist zu wiederholen: die Franzosen sind einseitig, und dieser Fehler tritt gegenwärtig um so stärker hervor, gerade weil sie sich bemühen, sich davon frei zu machen. Die Sprache, diese Kleidung des Geistes, ist ihnen zu frühe angemessen und gefertigt worden, und da sie täglich wachsen und vollkommener werden, werden sie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten sie statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, so würden sie zwar langsamere Fortschritte, aber auch keine Rückschritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die englische Schauspieler-Gesellschaft.

Der Einfall eines englischen Schauspieler-Trupps in das Gebiet der französischen Eitelkeit, war seit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons," sagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieses Blatt, eines der schlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimnissen ihrer Gebieterin. Zwar machte es später ein gar frommes Taubengesicht, und sagte: Freilich müsse jeder brave Franzose die Engländer hassen, aber Künstler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwischen den französischen und englischen Schauspielern müsse ja Allen erwünscht seyn, da nicht zu zweifeln wäre, wie sie ausfallen würde; man möge also so gut seyn, und sich ruhig verhalten. Aber dieser dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunsch und Erwartung durchleuchten, man werde die englischen Schauspieler mit Händen und Füßen

zurückweisen, und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anschreiben. — Und es geschah.

Die Englischen hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf sechs Vorstellungen abgeschlossen. Die erste Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare.“ Diese marktschreierischen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauspieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eifersucht des Othello, die der Franzosen zu sehen war Jedermann gespannt. Das Gedränge vor dem Hause war unbeschreiblich, und das Heer von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug gewesen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte dießmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzosen zu beobachten. Jeder strengte sich mit Händen und Worten an, sich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenstöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die gesprochenen Grobheiten waren wie in Musik gesezt. Endlich ward

auch ich in das Haus geflutet, und im Orchester hart neben dem Soufleur-Kasten ausgeworfen. Die Vorsehung hatte mir diesen Platz angewiesen, denn ich war von ihr bestimmt, am heutigen Tage eine der ersten Rollen zu spielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als sogleich das Schauspiel begann; nicht das Schauspiel, welches die Schauspieler (der Vorhang war noch nicht aufgezogen), sondern das, welches die Zuschauer gaben. Man übte sich im Schreien, im Pfeifen, im Quiecken, im Pochen, im Singen, und in allen übrigen akustischen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuschlagen gedachte. Ein frommes deutsches Ohr, wie das meinige, von der zartesten Kindheit an gewöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erschrocken zurückzufahren, war ganz erstaunt zu hören, daß man sich in Gegenwart der Gensdarmen so viel herauszunehmen wagte. Diese aber bewegten sich nicht, und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des ersten Ranges mit lauter Stimme „la Canaille“ rufen. Da ward das wüthende Geschrei noch allgemeiner und stärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tausend Stimmen. Dieser Söldling der Aristokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Mar-

tainville wollte groß und stolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeschrei verachten; er zog die Achseln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche schrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten sich, diese Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu lassen, und man bestand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handschuh wurde ihm ins Gesicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatschen im ganzen Hause. Jezt erhob sich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachspotten der breiten und zähen englischen Worte, und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer seyn. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obst, Sousstücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauspieler. Diese aber zeigten eine unerschütterliche Festigkeit und spielten fort, als herrschte die aufmerksamste Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime gespielt. Ich bemerkte nur sehr wenige Zuschauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute sich doch dieses bürgerlichen Schauspiels, das hier mit so vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, sauberer

Mensch, der neben mir saß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den englischen Othello mitgebracht, wahrscheinlich um sich in der richtigen Aussprache zu üben, denn er folgte den Schauspielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geschrei nichts hören. So oft nun die Insurgenten irgend ein losgelassenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Mensch außer sich, nnd sprach ironisch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutschen von der französischen Urbanität denken!" rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur sporadischen Respekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich sein Klagelied mit sang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — sagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte sich Othello, bis zur Mitte des dritten Aktes, mit Mühe und Gefahren durch. Da entstand ein Wortwechsel zwischen zwei Zuschauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, panischer Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzte sich zum Orchester hin, sprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bässe, und schickte sich an,

die Bühne zu erklettern. Ich, um diesem bösen Beispiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erste, der auf die Bühne sprang, die andern hinten drein. Jezt lies man den Vorhang fallen. Gensd'armes füllten die Scene, um das fernere Voraufstürmen der Zuschauer zu verhüten. Auf der Insel Cypern war ein tolles und lustiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, schäkernde Schauspielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Gesichtes abgeschwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikanische Wange, die sanfte Desdemona schimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Basgeige hingestreckt; Jago trug einen Frack über seine Ritterkleidung und schien mir die beste Seele von der Welt zu seyn. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende gespielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelassen wurden. Man begnügte sich, Desdemona ohne weitere Umstände erwürgen zu lassen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauspieler, es schrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von sehr komischer Wirkung war es, daß in einem kleinen Lustspiele mit Gesang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Gesängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerschrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erschallen. Die Liberalen entschuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menschenfreundlicher Nachsicht. Mit Unrecht. Der Jugend ist wohl Verblendung zu verzeihen, weil sie von zu starkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national," wären etwas zu weit gegangen — sagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariser Jugend einen so schlechten Tisch führt, jener Horreur ist eine Speise, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meisten erstaunen muß man über die grauen, erfahrenen französischen Freiheitsmänner, die doch sonst so argwöhnisch auf alle Schritte der Macht, und so scharfsichtig sind, ihre Listen zu entdecken — daß sie sich hierin so zum Besten haben lassen, nicht einsehen, daß jener Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen ist, genährt die Völker feindlich auseinander zu halten, um sie getrennt so leichter zu beherrschen, und daß sie vergessen, daß zu allen Zeiten die Herrschsucht die Leidenschaften der Freiheit benützte, um ihre eignen zu befriedigen. Die aristokratischen Blätter auf der andern Seite hielten

es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menschen, die sich herausgenommen, ihn auszupfeifen: **Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état.** Daß übrigens beide Parteien in ihrer literarischen Kritik des Othello übereinstimmend behaupteten: freilich könne man Shakspeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der englische Dichter sey doch nicht ohne Gutes — das versteht sich von selbst; wenigstens das Erstere.

Zwei Tage später wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Lustspiele von Sheridan, welches in Deutschland unter dem Namen die Lästerschule bekannt ist. Man hatte die Preise der Plätze erhöht und glaubte, damit etwas sehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt, als das vorige Mal, und von der nämlichen Menschenklasse. Ich war dieses Mal so vorsichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz, und besah das Schlachtfeld aus der Vogel-Perspektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwischenspiele. Er ließ sich sehen, und **à la porte Martainville, à la porte le vil Martain,** donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da schickte man sich an, seine Loge zu

erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jezt erhob sich der Vorhang; aber sey es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerstehen — nicht die erste Scene konnte ausgespielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jezt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den französischen Schauspiel-Direktor, der so unfranzösisch gewesen, Engländer auf seiner Bühne erscheinen zu lassen. Der Gerufene kam. Nüsse, Talglichter, Handschuhe flogen ihm ins Gesicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor sprach Einiges, das ich nicht verstand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortspielen oder nicht? Und ein donnerndes „non" erschallte, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es sich die besteingeübten Chöre in der Braut von Messina hätten zum Muster nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, schrie es von allen Seiten. Der Direktor versprach ein französisches Stück und trat ab. Der Zorn legte sich, und ein Lustlärm begann. Das Parterre stimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jezt traten die französischen

Schauspieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeschrei empfangen, jedes Wort wurde beklatscht. **Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafsteeks,** rief Einer von der Gallerie herab. **Bis, bis,** schrie das Parterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende gespielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergestellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelassen, der geforderte Direkteur erschien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergesehen haben, denn man hörte Waffengeräusch hinter dem Vorhange, man sah die Instrumente aus dem Orchester wegtragen. Jezt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrscheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob sich das ganze Parterre, stürzte ins Orchester, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf sie dem Hute nach. Jezt erhob sich der Vorhang, das Schauspiel begann, und mit solcher natürlichen Natur wurde noch nie gespielt. Eine Kompagnie Gensd'armen stand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten stand diese Streitmacht un-

beweglich stille, und versuchte ihre Medusenkraft. Aber dieser Anblick machte die Wuth der Zuschauer nur flüssiger. Die Stühle flogen den Gensd'armes an die Köpfe, und als die Stühle erschöpft waren, riß man die Bänke los, und schleuderte sie hinüber. Staubwolken und Angstgeschrei der Weiber erfüllten das Haus. Jezt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensd'armes mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf sie herabgeworfen, viele stürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Lezte, der blieb, um das Schauspiel bis ans Ende zu sehen. Da stürzten drei Riesen auf mich los, und stießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unschuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über diese Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankensünden, und verehrte in meinem Herzen die alles erforschende Nemesis.

XXVI.

Die Industrie-Ausstellung im Louvre.

Die französischen Blätter, welche mit sympathetischer Dinte schreiben, nämlich im guten Geiste — was wir so nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker, sich immer der Ernst ihres Lebens verrathen. So bei den Griechen, in den Olympischen, Isthmischen und Nemäischen Spielen; so bei den Römern, in ihren Gladiatoren-Kämpfen; so in den Ritterspielen des Mittelalters: so in den spanischen Ketzergerichten; so im Venetianischen Carneval; so endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche seit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt, und deren Schauspiele in dieser lezten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung ist wichtig und ersprießlich; nur muß sie das Urtheil, bald zur gehörigen Gleichung,

bald zur gehörigen Unterscheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen ist. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, sie waren Früchte ihres Ernstes. Bei diesem glücklichen Volke saß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunst, noch Wissenschaft, noch sinnlicher Genuß, alleinherrschend auf dem Throne des Lebens; sie strebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und sie erfreuten sich einer reinen Demokratie aller sinnlichen und geistigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerschaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers; alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, schickten ihre Abgesandten und Vorsteher nach Olymp. Es war ein Erntefest, wie wir seitdem kein zweites sahen. Rom, von einer Wölfin gesäugt, war raubgierig bis zu seinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubsucht blieb, nur daß das listige Fischernetz an die Stelle des offendrohenden Gebisses kam. Im Kriege tauchte Rom sein Schwert, im Frieden seine Blicke in Menschenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterspielen war das Spiegelbild, nicht eines schönen, doch eines würdigen Ernstes. An

die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten, und pflegten mütterlich das Leben — derer die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer schöner, als eine spätere, denn es ist besser, daß Viele vieles, als daß Alle nichts sind. In den Lustfeuerwerken der spanischen Inquisition leuchtete der gräßliche Widerschein eines gräßlichen Ernstes. Das spanische Volk, wahnsinnig fromm, begoß mit Menschenblut die himmlische Palme. Und man wolle nicht sagen, nicht das Volk habe das gethan, sondern die geistliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten, und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern wo die Tyrannei sitzt. Das venetianische Carneval war, abgerechnet, was christlicher Kultus überall in diese Lustbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eifersucht und der Untreue, der Herrschbegierde und der Freiheitsliebe: Männer und Frauen, Herrscher und Unterthanen vermummten sich, jene, um zu lauern, diese, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verschieden, sind die Wett-

Kämpfe, welche die neuen Franzosen auf dem Felde des Kunstfleißes anstellen. Dort war es immer ein sittlicher Zweck, ein guter oder ein schlechter, ein schöner oder ein häßlicher, der spielend erstrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entsagung, oder der Wahnsinn der Selbstverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrscherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten, als der Verstand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückisch und schadenfroh: Im Flore des französischen Kunstfleißes, zeige sich die Frucht der Macht, die sich seit der Revolution der Bürgerstand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich ist es so. Ist das aber ein erquicklicher Zustand? Ist das ein wohlthuendes Schauspiel? Bei den Griechen, war die Freiheit ein Geschenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verschmähete; jezt ist die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Positive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerstrebung in der Regierung — wie es auch die ursprüngliche und einzige Bestimmung jeder Regierung ist, sich dem Misbrauche der Freiheit zu widersetzen. Jezt aber ist die Re-

gierung das Positive und das Volk das Negative, der Wille ist in der Regierung, und das Hinderniß im Volke, und wir Alle sind so gut erzogen, daß selbst die heftigsten Liberalen ihre Wünsche zu nichts höherm hinaufschwindeln, als nur eine recht starke Opposition zu haben. Ist dieser Kriegszustand ein erfreulicher? Ist es erquicklich zu sehen, daß ein Volk die Macht belagert, und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und ist das die Zufriedenheit welche der Reichthum des französischen Bürgerstandes, jenen Wortführern einflößt, dann sind sie sehr genügsam, oder sehr unverständig.

Will man genau ausmessen, wie weit die Wettkämpfe der Franzosen von denen der genannten alten Völker, an sittlicher Bedeutung abstehen: so vergleiche man die Preise, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreises ist gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — sie waren alle sinnbildlich. Aber wie verschieden ist die Wirkung, die sie hier und die sie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei seiner Söhne zu den Olympischen Spielen, und sie gewannen beide

den Preis. Kaum hatten sie die Krone erlangt; als sie sie auf das Haupt ihres alten Vaters sezten, diesen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: „Stirb Diagoras; du hast nichts mehr zu wünschen!" Und auf dieses Gebot starb der Greis, niedergedrückt von der Last seines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen gesiegt; aber die Richter versagten ihm den verdienten Kranz, weil er seinem Mitbewerber ein Bein untergestellt, welches gegen die strenge Ordnung war. Ueber diese getäuschte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verstand, stürzte im Wahnsinn in eine Kinderschule, warf die Säule um, die das Dach trug, und sechszig arme Kinder wurden zerquetscht! — Mehr als hundert französische Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß sein Sohn et Compagnie im Wollentücher=Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tausend andere Fabrikanten die sich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verstand verloren, und in seinem bedauernswürdigen Wahnsinne unter dem Fabrik=

preise verkauft. Das ist der Maaßstab für sonst und jezt.

Treffender ist eine andere Vergleichung welche jene Blätter angestellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der ältesten, sondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Lesers in die Mitte eines Ritter-Turniers am französischen Hofe. Der König auf seinem Thron; die herrlich schönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die schimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeschirr, den glänzenden Stahl, die stolzen Reigerfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter ist ein bleiches Volk in Lumpen! Aber diese Waffen, diesen Sammt, dieses Gold, dieses Pferdegeschirr, diesen Stahl, diese Reigerbüsche, diese kostbare Seide, dieses Leder sogar — Syrien, Persien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritanien, haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzosen verfertigt. Am Hofe war Laster, List und Reichthum; im Volke war Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Fast merkwürdiger, als das Schauspiel, dünkte mir der Schauplatz der Industrie-Ausstellung.

Im Louvre fand sie statt; in diesem Louvre das Jahrhunderte die mächtigsten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen seyn, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttausende von Bürgern und Handwerkern, gingen nun mit bestäubten Füßen in den Königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen so berühmten Säulenreihen, waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erstaunen preis gegeben, und sie sahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menschengeschlechter, nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgesehen! Das französische Volk hat sich die Ehre des Louvre genommen — das ist nicht etwas, das ist viel.

Das ganze erste Geschoß des ein Viereck bildenden Louvres, dessen vier Seiten den Hof einschließen, war den Industrie-Erzeugnissen eingeräumt. Sie füllten zwei und funfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung welche die Behörde sowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuschauer, als zur bequemen und gefahrlosen Aufstellung der Waaren getroffen, war musterhaft. Unter dem östlichen Thore des Pallastes, waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem westlichen Thore,

ebenso, zwei für den Ausgang bestimmt; so daß die Kommenden und Gehenden, nicht auf einander stoßen und sich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geschosses alle in Verbindung stehen, und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, so war doch, um den Strom der ungeheuren Menschenmenge zu theilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabsteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufsteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgestellt, und durch starke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zusammengestellt. Jeder Fabrikant hatte auch seine eigene Nummer, und diese Nummern und Klassifikations-Tafeln, korrespondirten mit dem gedruckten systematisch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den ästhetischen Grundsätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlassen, und hier zeigte sich überall die Gefallsucht und der gute Geschmack, welche den Franzosen so eigen sind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unter-

bau, ganz theatralisch ausgeschmückt. Kein Produkt war so schön, daß sie es nicht durch eine schickliche Umgebung noch zu verschönern wußten; keines war so unbedeutend, daß sie nicht verstanden, ihm durch eine gewisse Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eisernen Feilen, die man zu großen strahlenden Sonnen um einen Mittelpunct vereinigt, war alles eingerichtet, die Sinne zu bestechen, und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das verführerischste drappirt, und manche schöne unschuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Industrie-Ausstellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An diesem Tage nämlich, konnte man nur vermittelst einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es jedem leicht, sich eine solche Karte zu verschaffen, bis die Zahl erschöpft war; indessen befleißigte sich die vornehme Welt, sich nur an diesen Galla-Tagen im Louvre zu zeigen. Diese Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum so getroffen, um den reconvalescirenden Parisern nach und nach wieder Geschmack für aristokratische Categorien beizubringen.

Eigentlich ist die Industrie-Ausstellung bestimmt, Muster von neuen, von vervollkommneten, oder solchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte, sich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente, entscheidet, was würdig sey, zur Ausstellung zu gelangen. Indessen soll sich diesesmal die Jury nicht sehr anspruchsvoll bezeigt haben, so daß manches zur Preisbewerbung zugelassen wurde, was diese Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberste Verwaltungsbehörde, den Präfecten, sehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß sie ihre Erzeugnisse, nicht blos in eben zureichenden Mustern, sondern in ganzen Stücken und in Menge aufstellten. Auf diese Weise hat die Industrie-Ausstellung, die bei weitem nicht so glänzend war, als es die Vorige im Jahre 1819 gewesen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und sie ist zur wahren Messe geworden. Die liberalen Blätter sagten, dieses sey geschehen, um der Aufmerksamkeit der Pariser, die man von dem spanischen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauspiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch' einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ist im prosaischen

Klima unseres Welttheils Industrie die Wurzel der Freiheit, so ist es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Interesse des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl, das Obstbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihete merkt auch hier die List des Himmels, spottet der betrogenen Betrüger, und sagt dem Vertrauten leise und lächelnd ins Ohr: die Vorsehung fischt wieder im Trüben!

Daß die französischen Fabrikanten, welche an der Industrie-Ausstellung Theil genommen, an Gewinnsucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt sich wohl denken. Auch ist es so leicht zu erklären, als zu entschuldigen. Ist ein einzelner Mensch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienste; wer giebt sich die Mühe unsere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht selbst thun? Hat er keine Verdienste, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen giebt sie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und so wird jeder zufrieden gestellt. Ist aber ein Volk eitel, so ist das abgeschmackt, und gar nicht zu entschuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenschaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa giebt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker

überragte, und es braucht auch nicht der Herold seiner eigenen Verdienste zu seyn, weil Neid und Eifersucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu stellen. Darum sind die Franzosen mit ihrer Nationaleitelkeit so unerträglich; darum sind ihre liberalen Schriftsteller, die diesen National=Egoismus zu erhalten und zu verstärken suchen, so sehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Industrie=Ausstellung, haben sie bei jeder Gelegenheit auf die Geschmacklosigkeit der Engländer einen hämischen, auf die niedere Bedeutung deutschen Kunstfleißes einen stolzen Blick geworfen. Man könnte sie fragen: Ist dieses Silbergeschirr geschmackvoller, weil es in London minder geschmackvoll verfertigt wird; ist dieser Zeug besser, weil ihn die deutschen Fabrikanten nicht so gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerstören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; sondern im geselligen Frieden, wobei sich die Völker gegenseitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauschen, und ihre Mängel wechselseitig ergänzen — suchen die liberalen französischen Schriftsteller ihr Volk im Hochmuthe zu isoliren; und da ihnen hierbei kein böser Wille zuzuschreiben ist, sondern nur Unverstand, so möchte man sie

lieber schon Vormittag, als erst Nachmittag in ein Tollhaus sperren. Aber sie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einst in diesem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde sie die, von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzosen benutzen, sie zu Eroberungen nach dem verhaßten England, oder dem verachteten Deutschland zu führen, und das leichtsinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erst, nachdem es siegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdessen das Kartenhaus ihrer Konstitution tückisch umgeblasen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Industrie-Ausstellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darstellung dieses wichtigen Schauspieles, gar viele Kenntnisse fehlen. Zu einer solchen gebührlichen Beschreibung, müßte man das Fabrik- und Maschinenwesen verstehen; man müßte die verarbeiteten Natur-Producte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt seyn. Um der französischen Industrie in ihrer jetzigen Beschaffenheit den gehörigen Rang anzuweisen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd seyn. Und gar viele Einsichten

würden noch erfordert, die mir mangeln. Indessen beruhigt mich der Gedanke, daß eine solche gründliche nationalökonomische Darstellung, zu einem Ernste führen würde, welcher den Lesern, für welche diese Blätter bestimmt sind, nicht willkommen wäre. Ich werde von solchen Dingen sprechen die auch jedem andern auffallen würden — weil sie glänzen, weil sie schön sind, weil sie zu täglichem Gebrauche bestimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil sie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche bestimmt sind; von Dingen endlich, die man gern selbst besitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen schenken möchte, wenn man Geld genug hätte sie zu kaufen. Wer aber die Industrie-Ausstellung gesehen, und nicht im Stande war, sich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei kostbare Erfahrungen ganz unentgeldlich mitnehmen: wie Vieles der Mensch nicht entbehren, und wie Vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht, hat Ternaux ein Solo gespielt, und es gebührt ihm daher eine besondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergessen darf, in Paris die Marktschreierei ganz geschwisterlich mit dem

wahren Verdienste lebt, so soll zuvörderst von Ternaux's wahren Verdiensten gesprochen werden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste, der die Hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war zweimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkstätte (atelier d'épreuves) um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verschwendet auf die Versuche zu neuen Stoffen, jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten, hat er Handelshäuser errichtet, die sich nur mit dem Vertriebe seiner Produkte beschäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er seine Waaren auf Kredit gäbe. Auf seinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schaafen, und von jenen Ziegen deren Haar den Stoff zu den Cachemirs giebt, und welche Ternaux zuerst aus Persien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls, werden sogar im Orient begehrt,

und die Schönheiten des Serails in Constantinopel, die Indischen Bajaderen, und die Frauen in Persien, schmücken sich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verständiger Industrie eine Vorstellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane konfiscirt worden sey. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwischen Frankreich und England, habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu konfisciren, die von dem Einführer zwölf Prozent unter dem Preise angegeben würden. Ternaux habe aber bewiesen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis, der wahre Verkaufspreis sey, und daß er noch dreißig Prozent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus diesem Grunde eine Confiscation seiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Prozeß gewonnen. . . Früher gab Ternaux zehntausend Arbeitsleuten Unterhalt; jezt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maschinen, beschäftigt er nur noch sechstausend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienst links zu seyn. Es giebt nichts angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu seyn, und nebenbei ungeheuer reich. Man ist dann im Besitze einer sehr romantisch gelegenen

Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcellona, und erquickt sich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in seine Kassenstube, und tröstet sich mit seinen Millionen. Auch zeigen die Pariser Handelsleute bei jedem kosmopolitischen Unglücke, eine Seelenstärke, die sie den weisesten Männern Griechenlands gleichstellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung, und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage da man erfuhr, Cadix habe sich übergeben, einen liberalen Bankier besuchte, und ihn so ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit fester Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausstellung seiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, seinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiisch bemerken, daß der angewiesene Raum wirklich eng war, und es mochte hierbei von Seiten der Behörde, eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man sich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausstellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieser nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für seine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier ist alles Links oder Rechts, und die Menschen werden, wie beim jüngsten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten gestellt. Es lohnte

sich wohl der Mühe, sich hinter einen aristokratischen und einen liberalen Kammerdiener zu stecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politischen Gesinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es ist nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieser doch für seine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war also der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm selbst ab, indem er, in seiner eigenen Wohnung, eine Privat-Ausstellung veranstaltete, und bei dieser Gelegenheit auch seine Waaren im Detail und zum Fabrik-Preise verkaufte. Die Ausstellung wurde von seinen Gegnern, ohne alle Rücksicht auf das Wörterbuch der französischen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben dessen Ausstellung sehr, und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit seiner Waaren. Unter andern bemerkten sie: Ternaux verkaufe seine feinsten Wollentücher, zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber, (es ist in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern)

ließen sich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die selbst für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede seiner unverständigen Freunde gelesen, mochte er sehr erschrocken seyn; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein Tuchhändlerisches Herz nie groß genug ist. Er übernahm also selbst die Vertheidigung der Schneider; er sagte: die Herren Schneider wären die ehrlichsten Leute von der Welt, und wenn sie statt 45 Fr. 65 Fr. forderten, so habe das die und die Ursachen. Ternaux gebrauchte aber in seiner Schutzrede so zweideutige, so sophistische Wendungen, daß sie schwer zu fassen waren. Nur so viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jezt zogen diese zu Felde, und zwar schaarenweise, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemir-Händler, und die übrigen Ellenritter, alle in besondern Abtheilungen. Sie sagten: Ternaux habe seine Privat-Exposition aus Eigennutz veranstaltet; denn er verkaufe im Detail, und halte eine wahre Messe — ein Verfahren, das zu bezeichnen, sie sich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, seit Anbeginn der Welt, zwischen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, untersage Jenen, ihre Waaren im Aus=

schnitt zu verkaufen, und dieses Naturgesetz habe Ternaux schmählich verlezt. Ferner: wenn er seine besten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, so beweise das nur, daß er keine feinere zu höherem Preisen verfertige; andere Fabrikanten aber, könnten daher nicht der Uebertheuerung beschuldigt werden, wenn sie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herrn Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie sagten weiter: Ternaux's Preise wären höher als die anderer Fabrikanten, und es sey ja eine bekannte Sache, daß die französischen Handelsleute sich aus Ternaux's Fabriken gar nicht versorgten, und daß deren größter Absatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieser Behauptung läge darin, daß Ternaux sich im Stande gesehen, in seiner Ausstellung für zwei Millionen Waaren zusammen zu häufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Bestellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin scheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu seyn. Ternaux erwiederte auf diese Beschuldigungen: nicht aus Gewinnsucht, sondern darum habe er seine Haus-Exposition veranstaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preisen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich, nehme bei ihrer Ehrenpreis-Vertheilung auf

die Wohlfeilheit der Fabrikate Rücksicht; wie könne sie sich aber überzeugen, daß die Fabrikanten, zu den ihren Mustern beigefügten Preisen wirklich verkauften, wenn sie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldene Medaille sey es ihm zu thun gewesen. Die gegnerischen Handelsleute schlugen auch diese Entschuldigung zurück, und so wurden einige grause Federschlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux's den entscheidenden Schlag. Sie sagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnsucht unsere Exposition veranstaltet — ist das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war sehr vernünftig gesprochen, und es ist hiergegen nichts zu bemerken, als daß sie, so wie sie geendigt, hätten anfangen sollen; der gerade Weg ist überall der beste.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte, oder ihres niedrigen Preises, Aufmerksamkeit erregt, soll am gehörigen Orte Erwähnung geschehen.

2. Graphische Künste.

Wie der Mensch das lezte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Thieren zerstreuten Sinne und Kräfte, in sich vereinige, und so über alles Erschaffene

herrsche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort sey, wo sich ein Mensch befindet — so wurde von den Menschen die Buchdruckerkunst, die späteste unter den Künsten erfunden, damit sie alle vertheilten Bildungen der Andern versammle, und für sich allein darstelle. Darum gebührt ihr wie überall, so auch hier der erste Platz. Sie ist die Erblichkeit aller hinterlassenen Güter, und die wahre Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Sie ist die treue Leibwache der Völker, und die aufrichtige Rathgeberin der Fürsten. Sie ist die Posaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht, und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenschaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künste, je nach den schnellen oder langsamen Fortschritten, die sie seit ihrer Entstehung gemacht, so findet man, daß diejenigen am langsamsten fortgeschritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthschaft und die Arzneikunst. Es erklärt sich dieses leicht. Jede Kunst die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfnisse abhilft, läßt dem, der sie ausübt, nicht die Zeit, auf deren Vervollkommnung zu denken, und sie giebt

ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß schweigt, so bald es für den Augenblick befriedigt ist. Diejenigen Künste nur, welche die Menschen zu ihrer Lust erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerstreut, und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einschläfert; denn jede Lust ist unersättlich. Auch die Buchdruckerkunst hat seit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortschritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das, mit der Schnelle des Gedankens, das Gedachte sogleich abdruckt, so hat das erst den Wunsch in uns erregt, was die Buchdruckerkunst noch werden möchte. Bis jezt war sie nur eine Staatskunst, das will sagen eine solche, die nur in einer geselligen Vereinigung der Menschen ausgeübt werden konnte, weil sie eine Verbindung mannichfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine persönliche Kunst werden, eine die jeder Mensch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erst, und wenn der Jugend, wie das Schreiben, so auch das Drucken in der Schule gelehrt würde, wäre diese Kunst eine Königliche zu nennen, weil sie

aus jedem Bürger einen König machte, der seine Gedanken ausschickte, daß sie in seinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die französische Typographie, ist anerkannt der deutschen weit vorgeschritten. Diese ihre Ueberlegenheit erklärt sich, so viel das Technische der Kunst betrifft, leicht dadurch, daß sie, wie kein Handwerk und keine Kunst in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im Aegyptischen Deutschland geschieht, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach seinem Absterben wenigstens einbalsamirt wird, damit es noch seine tausend Jahre räumlich fortbestehe, und den Lebenden den Platz wegnähme. Das schwächere Wachsthum der deutschen Buchdruckerkunst, hat aber auch noch eine andere Ursache, die, als eine sittlich gesellige, von größerer Bedeutung ist. Es hängt nämlich mit der deutschen Volksbildung zusammen. Die wissenschaftliche Bildung der deutschen Gelehrten ist unstreitig größer und gründlicher, als die der französischen. Wahrscheinlich ist mir auch, daß in Deutschland die wissenschaftliche Bildung verbreiteter ist als in Frankreich, und daß sie tiefer zu den untern Volksklassen hinabsteigt; doch kann wenigstens ich darüber nicht entscheiden,

da ich die französischen Provinzen nicht kenne. Eines aber ist das Gewisseste: daß die gebildeten Klassen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwischen Gelehrten und Volk stehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker gebildeter als in Deutschland sind. Sie lesen mehr, sammeln sich mehr Bücher, und dieses muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunst natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müssen suchen dem Geschmacke reicher Leute zu schmeicheln, und sich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunst zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichnissen, sonst würde ich vergleichen, wie sich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erscheinenden Bücher, zu der in Deutschland erscheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt, und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erschienenen Werke verzeichnet stehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs, und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erscheinenden, aus mehreren Bänden bestehenden Werken, wenigstens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ste-

hen; weiß man, daß im vorigen Jahre, für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris selbst verbraucht worden, und was in den Provinzen gedruckt wird — so hat man einen Maaßstab, die französische Literatur nach ihrem arithmetischen Umfange mit der deutschen zu vergleichen. Aber die Zahl der kostspieligen Werke, deren Absatz für die Bildung der reichen Volksklassen ein gutes Zeugniß abgelegt, ist in Frankreich ungleich größer als in Deutschland. Gau's Reisebeschreibung von Nubien, welches in der Cotta'schen Buchhandlung erscheint, ist, so viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das seit einigen Jahren in Deutschland herausgegeben worden. Solche Werke aber erscheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen, gerade vor mir liegenden Prospectus des Buchhändlers Masson in Paris, sind folgende vier Werke angekündigt. 1) Eine „voyage pittoresque en Autriche.“ 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr. die bessere auf 900 Fr. 2) „Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg.“ 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe

444, die beste 1905 Fr. 4) „Les monumens de la France.“ 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigstens aus 50 Bänden bestehen wird, kostet in der besten Auflage der Band 48 Fr., so daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu stehen kommen wird. Von diesem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen lassen, wovon der Band 600 Fr. kostet, das ganze Werk also 30,000 Fr. kosten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieser Summe drei Viertheile rein gewönne, so bliebe die Summe seiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß sich nicht denken ließe, er hätte diesen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei ist freilich auch zu bedenken, daß während die deutschen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren persönlichen Kredit beschränkt sind, die französischen zu jeder kostspieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieses ist aber weniger eine Ursache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitalist in Paris schon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Procent ganz sicher aus seinen

Kapitalien zieht, so muß der Gewinn in literarischen Unternehmungen, bei gleicher Sicherheit noch größer seyn, wenn man seine Kapitalien daran sezt.

Den Kunstwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß sich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt sich denken. Dieser gänzen Familie ist Kunstgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuschendste nachgeahmt, zur Ausstellung gebracht. Firmin Didot ist zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftsteller. Er brauchte seine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszustrecken, nämlich bis zur Zensur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literarische Welt wieder bevölkern zu können. Erst vor einigen Wochen hat er eine von ihm selbst gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Uebersetzung von Virgils Hirtengedichte die vor einigen Jahren erschien, sind die Worte zu lesen: „**Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, 'par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.**“ Die Mitglieder der Familie Didot, leben in Handwerksfeindschaft un-

ter einander, und führen in öffentlichen Druckschriften einen sehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen sich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchstaben wechselseitig streitig. Ein schöner Wetteifer, wer am meisten dazu beigetragen die Menschen blind zu machen! Es ist mit solchem kleinen Drucke, in Deutschland wie in Frankreich, etwas sehr trostloses, und die Polizei die sich doch sonst um alles bekümmert, sollte eines ihrer hundert Augen, auf diesen Gegenstand richten. Wenn in deutschen eleganten Blättern comme il faut, die Korrespondenz-Artikel klein gedruckt werden, so ist hierbei nichts anders zu bedauern, als daß sie nicht noch kleiner gedruckt sind, damit es gar nicht möglich sey sie zu lesen, und darüber die Zeit zu verderben. Der deutschen Lesewelt, welcher zu Gefallen sich jene eleganten Zeitungen auf das fadeste parfümiren, muß man es gerade heraussagen, daß es ihrem Geschmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn sie den deutschen Komödianten eine so lange und breite Aufmerksamkeit schenkt. Ein armer Schelm von Schauspieler, der nicht begabt oder nicht beliebt ist, muß auf seinen Kunstreisen, durch jene hundert Blätter Spiesruthen laufen, und ganz zerfleischt kehrt er zu seiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauspieler aber, ziehen von Königs-

berg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie sie hier den Peter, dort den Hans gespielt, und wie oft und wie stark sie beklatscht worden. Solche Klatschberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Conversations-Lexicon, sollte man kleinen Druck nicht verstatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es ist nationalökonomisch betrachtet, immer noch besser, ein Volk ist geistig als körperlich blind. Man sollte typometrische Zensoren anstellen, die alles was sie nicht verstehen, nämlich nicht lesen könnten, ausstreichen müßten.

Unter den Prachtwerken welche Didot ausgestellt, bemerkte man auch, Titelblatt und Vorrede des Boißereschen Werkes über den Köllner Dom, das im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erscheint, und sich ganz herrlich ausnimmt. Es ist in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man sich bei diesem Anblicke gestehen, daß in Frankreich schöner Deutsch gedruckt wird, als in Deutschland selbst. Von den mancherlei typographischen Curiositäten die zu sehen waren, will ich nur eines Testaments Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einen sehr großen Bogen,

und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit „caractères funèbres“ gedruckt war. Worin die typographische Traurigkeit eigentlich liegt, läßt sich nicht beschreiben; es ist aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete sich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechischen, die man sich nicht schöner denken kann, hat er auch arabische und persische Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientalisten Langles verfertigte. Die Buchstaben sind so bestimmt, reinlich und heiter, daß sie das verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erscheint, ganz verlieren, und man sich sehr verwundert, daß man diese so deutliche Schrift dennoch nicht lesen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maschinen ausgestellt, worunter auch die Maschine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge sich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die leztere hier schon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, ist zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen, kenne ich nur aus Andrer Beschreibung; ich habe sie übersehen. Sie werden sehr gelobt, und es soll ihnen um an Brauch-

barkeit den gestochenen Karten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier schließt sich die Lithographie an, deren Werke sich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueste davon was zur Ausstellung kam, ist großen Theils schon im Stuttgarter Kunstblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographische Abdrücke in Oelfarben, werden wohl in Deutschland auch schon bekannt seyn. Honore in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche technische Materialien zur Lithographie, waren in großer Menge zu sehen: Pressen, Muster von lithographischen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Senefelder, zeigte seine bekannte tragbare Presse, und sein Steinpapier. Dieses Erfinders der Lithographie, wurde in den französischen Berichten über die Industrie-Ausstellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Postscriptum nachhinkt, und auch dieses nur, um, wie jene Berichterstatter selbst sagen „ihre Unparteilichkeit zu zeigen.“ Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die sich zum Verdienste anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigestanden.

Ein Kalligraphisches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geschriebene französische Charte. Die Schrift gleicht dem schönsten Drucke, ist aber auch nicht schöner, so daß sie vom Drucke schwer zu unterscheiden ist. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden auf das Werk verwendet, und er bemerkt: der ganze Hof habe diese Charte (nämlich die kalligraphische) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, ist das Papier welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht in Paris nicht besser und nicht wohlfeiler als in Deutschland. Das zum Drucke bestimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil solches das man in Deutschland so nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigsten Preisen gesehen wird) ist anerkannt in Deutschland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wissen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere, fehlt es in Deutschland gewiß nicht *),

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich so sey, und es in Deutschland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich sehr wunderte.



welche andere Verhältnisse sind es also, die dort auf diesen wichtigen Zweig der Industrie nachtheilig einwirken? Die deutschen Fabriken sind nicht einmal im Stande den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutschen Buchhändler klagen, daß sie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der starke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld seyn? Dieses ist wohl möglich, ja es ist wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutschland erst nach drei Jahren zur Entscheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, schreiben und leben, synonyme Wörter sind. . . . Unter den übrigen ausgestellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes sogar. Diese Produkte müssen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant, bei der vorlezten Ausstellung die Ehren=Medaille bekommen hat. Dann sah man durchsichtiges Siegellack, das zur Versiegelung von Flüssigkeiten, die man gegen Verfälschung sichern will, empfohlen wurde, durchsichtige Oblaten, und Oblaten „à

camées." Nämlich auf länglicht-runden Oblaten aller Farben, sind weiße erhabene Figuren, cameenartig angebracht. Diese werden nicht unter, sondern auf dem Papier geklebt. Eine schöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüßen benuzt werden können, wird sich für gemüthliche Briefe immer eine entsprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel solcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe, und überhaupt für alle schönen Verhältnisse des Lebens ausreichen.

Endlich ist hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geschmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet sich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetste Buchbinder in Paris, hat in dieser lezten, wie in der vorigen Exposition, eine Medaille erhalten. Die Preise des Einbandes steigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die schwache Neigung für Bücher, die man in Deutschland unter manchen Menschenklassen findet, zu verstärken, wenn die Buchbinderei, die sich dort in einem sehr schlechten Zustande befindet, verbessert würde. Es

wäre aber sehr leicht eine solche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutschen Buchbindergesellen veranlasse, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutscher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der lezten Theile des Conversations-Lexikons, dessen frühere Theile er gebunden aus Deutschland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden lassen, aber nur mit der größten Mühe, einen deutschen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verstanden, jene schlechten Muster treu nachzuahmen.

3. Mechanische Künste.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthschaftlichen Werkzeuge, bringen demjenigen, der in solchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigstens den Gedanken bei, daß die nothwendigsten Ackerbau-Geräthschaften, wohl keiner Vervollkommnung fähig seyn mögen, da der Pflug aus den Zeiten Hesiods und Virgils, dem heutigen fast ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Person, in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, schien mir das Werk verbesserter Einrichtung zu seyn. Sie kostet 200 Franken; und eine für 2

Personen, die stündlich 40 Litres mahlt, kostet 300 Fr. Feuerspritzen, sonstige Löschgeräthschaften, wie auch sehr zweckmäßige Rettungsmaschinen, waren in Menge zu sehen; doch habe ich unter leztern keine bemerkt, die nicht in Deutschland auch schon bekannt, wenigstens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorschlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anschaulicher gemacht, da sie mit dem Modell eines Hauses in Verbindung gesezt waren. . . . . Wer Schneiders griechisches Lexikon besizt, kann sich erklären, was „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechischen Sprache, sehr viele ausgestellte Sachen gar nicht verstehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder, machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen versehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinewand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen bestimmt. Es ist nämlich zu wissen, daß in Paris, wo alles im Großen und Fabrikmäßig getrieben wird, eigene Postwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt sind, die täglich zur bestimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landstraßen oft begegnet. . . Das Modell einer Normal-Kü-

che, war appetitlich anzusehen. Nicht weniger als funfzig Speisen können darin gleichzeitig gekocht werden. . . Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgische Operationen, war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauspieler auf solchen Bühnen, nicht völlig zufrieden stellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuschauer, ist auf das beste gesorgt. — Das neuerfundene „Instrument destiné à remplacer les sang-sues," kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es seine Bestimmung erfüllt, ist es von nationalökonomischer Wichtigkeit, und kann, allgemein eingeführt, große Ersparnisse in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichst bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oestreichischer Hof-Mechaniker, der seit mehreren Jahren in Paris lebt, und durch seine Metronomen mit deutscher Beharrlichkeit dafür sorgt, daß die Franzosen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos diese seine bekannten Taktmesser, sondern auch weibliche Puppen zur Schau gestellt, die, jede unter einer Glasglocke, still und bescheiden auf kleinen Stühlchen sitzen, und, in verschiedenen Landestrachten, gar herrlich geputzt sind. Aber nicht blos in ihren schönen Gesichtern und Kleidern, besteht ihr Werth, sondern

darin, daß sie sprechen können. Sie können ja und nein ganz hörbar sagen. Die Franzosen machten sich über diese Wortkargheit lustig, und wollen daraus auf eine gewisse Geistesarmuth schließen; aber die leichtsinnigen Spötter vergessen, daß selbst den geistreichsten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es selten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszusprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen, ist ein männliches Puppen-Spiel, das einer der ersten Pariser Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollständiges Regiment französischer Lanzenreuter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menschlichen Lanziers machen, und deren Trompeter ganz gehörig dazu blasen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieses Spiel am vorigen Weihnachtsfeste von seinem königlichen Großonkel zum Geschenke erhalten, und der Hof war so gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exposition zu schicken. Unglücklicher Weise aber habe ich das Kunstwerk nicht in Thätigkeit gesehen, denn es war immerfort von einer solchen Menschenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maschinen Menschen macht, so tröste ich mich damit, daß ich schon ein größeres Wunder gesehen.

Von den vielen ausgestellten Uhren will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der einen war in einem, von vergoldeter Bronze, schön sculptirten Blumenkorbe ganz versteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte sich, im Kelch einer halbgeöffneten Rose. Deutsche Bonbons-Devisen versichern: „Zeit bringt Rosen;" hier aber sind es Rosen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk ist sehr kunstreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, so daß der Zeiger sich selbst treibt. Dieser Uhrzeiger, oder diese Zeiger-Uhr, kann ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht, und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter sah man diesen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der französischen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt sowohl Stunden als Minuten, und ist von überraschender Wirkung. — Wer in seinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte sich in der Exposition, Planetarien nach Belieben auswählen. Man sah sehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere astronomische Uhren versprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob sie Wort halten!

Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechsel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm sogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgestellten Schlosserarbeiten zeigen, daß dieser Zweig der Industrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man sieht die schönsten und zweckmäßigsten Werke, und das Eisen ist so vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechseln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsschlössern hat der Argwohn allen seinen Witz verschwendet. Schön und kostbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einschließen, um sie reinlich zu haben. Eiserne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutschen unter dem Namen Gichtringe längst bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angepriesen. Bratspieße, die sich „nach kosmischen Gesetzen" bewegen, sind so nährend, als belehrend. In einem von kostbarem Holze verfertigten Kasten sah man eine vollständige Sammlung aller für Schlosser nöthigen Handwerkszeuge, auf das zierlichste

16 *

gearbeitet. Auf einer messingnen Platte las man die Worte eingegraben: „offert au roi pour le duc de Bordeaux." Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schlosserarbeiten eine so leidenschaftliche Liebhaberei hatte? Daher ist es wahrscheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechanischen Werke ausfüllten, sah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundrisse zu Bauwerken, die, theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komischen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte schon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwischen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Usurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Usurpation ein Theater aufführen; da sprach die Restauration: halt! — und so wurde den armen Schelmen, so oft sie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Unter andern war das Modell einer Säule zu sehen, die ein Baukünstler, zum Denkmahle an die Rückkehr Ludwigs XVIII., in Vorschlag brachte. Die Säule war der auf

dem Vendomes-Platze gleich; nur hatte der Künstler die Neuerung angebracht, daß sie von eben so vielen Fenstern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden sollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauersteine übrig geblieben wäre. Diese Glassäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet sehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelassene arc de Triomphe de l'étoile steht, den man Platz zu gewinnen niederreißen sollte. Napoleon hatte diesen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee bestimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu lassen. Kaum hatte jener Baukünstler sein Modell aufgestellt, als im Moniteur eine Königliche Verordnung erschien, welche den arç de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es ist nämlich nach Beendigung des spanischen Kriegs beschlossen worden, das siegreiche französische Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherrn und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was sie thaten, klassisch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen, und andern soliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantisch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die

Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher also, hat das neckische Schicksal wiederum geprellt.

4. Kleidungsstoffe, Kleidungsstücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magistratspersonen und die Bürger der niedrigsten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unsern Nachtmützen glich; doch schläferig waren sie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünscht, bei seinen Besuchen im Louvre ein solcher spartanischer Mensch zu seyn, um sich um so stärker verwundern zu können, und alle die Herrlichkeiten mit so größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Agesilaus dort vor hundert Dingen überrascht stehen geblieben, an welchen jezt, selbst der ärmste Schelm, mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich schreckt ein französischer Schriftsteller, der neulich die Gegner des Luxus „**les Jansénistes de la Fabrication**" gescholten. Einen guten Flötenspieler

hat man vor einigen Tagen „le Racine de la Flûte“ genannt, und aus diesen zwei Beispielen kann man sehen, daß wir Deutsche, auf unsere gefrorne Musik gar nicht stolz zu seyn brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geschienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich, nach der Art ihrer Grundstoffe einzutheilen; es herrscht aber an sehr vielen eine so verwegene Mischung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren; die Meßallianzen zwischen Kette und Einschlag sind so häufig, daß eine Absonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es ist bequemer, jene Zeuge am menschlichen Körper selbst zu betrachten — an diesem Sammelplatze ihrer Bestimmung, an diesem Abgrunde aller erschaffenen Dinge, an diesem reißenden Thiere, das, schlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logische und anatomische Eintheilung des Fabrikwesens in Kopf, Leib und Fuß, wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, sollen diese in einem besonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geschieht so, um das religiöse Gefühl der Weiber zu schonen, welche die französischen Shawls nicht zu den irdischen Dingen zählen, sondern zu den himmlischen.

Kleidungsstoffe. — Die Franzosen haben es noch nicht dahin gebracht, die französische Wolle besser als die sächsische zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend ist nur, daß sie, ohne alle Rücksicht auf den Rheinbund und auf den deutschen Bund, die sächsische Wolle immer noch „laine électorale“ nennen, und daß sie sagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur,“ als wären alle sächsische Schafe, Eigenthum des Landesfürsten. . . Feine deutsche Herren, welchen das Tuch in Deutschland nicht theuer genug ist, können sich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und schwarzen Casemir zu 34 Fr. die (französische) Elle kaufen. . . „Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légères et solides.“ Diesen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'schen Romane werden ihn zu schätzen wissen. . . „Drap mousseline,“ ist wegen seiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . Spitzen-Garn aus phormium tenax, einer in Neu-Seeland einheimischen Leimpflanze bereitet, ist ein neues Fabrikat. . . Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrseite rosenroth hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchscheinen und sich nicht wechselseitig nüanciren, muß diese Zweideutigkeit nur ge-

macht worden seyn, um den Launen des Windes zu schmeicheln. . . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, sind theurer als Pelz, also auch schöner. . . Köchlin aus Mühlhausen, der erste Kattunfabrikant in Frankreich hat — nichts zur Ausstellung gebracht. Der Chef des Hauses sizt seit sechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigste, schönste und wohlfeilste Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur diese Gabe versagt, oder wer sie verlebt oder verscherzt, der muß zu Perrücken seine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren sie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten sich gewundert haben, dort eine so große Zahl Friseurs zu sehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner national-ökonomischen Wichtigkeit ist, und die mit ihrer breiten, marktschreierischen und prunkenden Ausstellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publizisten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariser Haarkünstler nämlich sind nicht in der großen Welt, aber in der hohen sehr beliebt, wegen ihrer musterhaften Gesinnung. Frau von Stael hat in ihrem vor-

trefflichen Werke über die französische Revolution zu bemerken vergessen, daß bei der Bestürmung der Bastille, sich nicht ein einziger Friseur befunden. Damals kamen mit dem Brutus-Herzen auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen seyn konnten, und sie sind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariser Friseurs sind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuser und Familien, und zwar in den ächt kritischen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei diesen und jenen Zunge und Herz im Negligee findet; sie erfahren also viel; sie wissen also viel zu erzählen; sie sind also angenehme Gesellschafter; sie wissen sich also bei allen bedeutenden Männern einzuschmeicheln, welchen ihrer anstrengenden Berufsgeschäfte wegen jede Zerstreuung eine Wohlthat ist; sie wurden also von der Polizei, die in Frankreich wie überall, die Regierung regiert, begünstigt; sie konnten sich also im Louvre nach Wunsch ansiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter sah man: **Perruques pylogènes**, für Professoren der Philologie bestimmt; **perruques imperméables**, für solche beschäftigte Männer, die von lästigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünstlers Allix müssen wir

mit Auszeichnung gedenken. Dieser würdige Mann schmückt die Köpfe nicht blos von außen, sondern auch von innen; er ist Philosoph, Arzt und Naturforscher. Es giebt nichts belehrenderes, als den Prospectus, den er austheilt. Nachdem er die Geschichte der Perrücken mit philosophischem Geiste abgehandelt, sagt er: „es giebt sehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als sie solche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungestüme der rauhesten Witterung preis geben; denn die auf hergebrachte Weise verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängstigung. Ich habe hundert Versuche gemacht, wie diese Reizbarkeit zu schonen sey, ich habe, nach dem Beispiele des berühmten Michalon, Gipsköpfe gegossen, und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu studieren. Ich muß gestehen, daß die Vorstellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menschheit und überwand meinen Abscheu. Die Schläfe ist derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt untersucht habe, ihre äußerst große Empfindlichkeit machte mich stutzen." Herr Allix erzählt nun, wie ihm der Lauf der Schläf-Arterien und Be-

nen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf diese Stellen, die Congestionen nach dem Kopfe verursachte; er habe durch ein neues Verfahren diesem Mißstande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jezt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier studiert.“ Diese folgt im Prospectus in 6 Capiteln: **Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal, de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale...** Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, sich französischen Spitzbuben anzuschließen, ich kann mir nicht denken, daß diese viel zu leiden haben werden. Sie sind so lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos selbst wird lachen müssen.

Von andern Kopfbedeckungen sind der Herren-Hüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der **chapeaux imperméables en tissu de soie**, und der türkischen Mützen. Leztere werden hier, als etwas neues angepriesen; aber in Wien sind sie wie noch viele andere türkische Artikel schon längst Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fischbein, das schönste, was sich in dieser Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze sind bekannt. Von diesen Blumen

werden in Paris von zweitausend Menschen, jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern, schien mir ein allzu wilder Schmuck.

Leib-Bedeckungen. — Roben von „tissu circulaire" waren eine auffallende Erscheinung. Sie haben keine Nath und gehen aus den rauhen Händen des Webers, ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenschneidern! Nur noch zwei Schritte auf diesem Wege, und ihre ganze Kunst ist entbehrlich geworden. . . Die Corsetts der Madame Meier, gewannen sich tausend freundliche Blicke. Sie hätten so viel „Grace" diese Corsetts, sagten sie; und dann lächelten sie und schwiegen. . . Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Nath von „tricot circulaire." Sie kosten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch sprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberstuhl webt in jeder Minute 10920 Maschen an diesem Zeuge. . . Spitzen und Blonden sah man, daß einem die Augen übergingen. Blonden viermal gewaschen, erschienen so jung und frisch, wie Hebe, wenn sie aus dem Bade steigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur, in einem Glashause, war ganz in Spitzen gekleidet.

Sie saß auf einem Stuhle, rührte sich nicht, und sprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtausend Franken werth, und sie wurde beneidet. . . Stammler von Strasburg verfertigt Herrn-Westen von Metallgespinnst, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maschen sind sehr eng, und Amor muß sich spitzere Pfeile schmieden lassen, will er ein so umpanzertes Herz verwunden.

Fuß-Bedeckungen. — Die unglücklichen Pariser Frauen, sind verdammt, an den Festtagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erscheinen, die nichts anderes sind, als eine künstliche Epidermis. In unserm Vaterlande sind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herrn tragen schwarzseidene durchbrochene Strümpfe, daß man sich schämt, solch' einem seid'nen Geschlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariser bilden sich ein, sie wohnten unter einem südlichen Himmel und sie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmsten Häuser, sind mit Stein gepflastert; in den Schlafzimmern, selbst vieler reichen Leute, findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im geheimen frieren, schlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutsche Reisende in Paris, die jenen Aus-

weg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüsse gefroren, man giebt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten sie den Vesuv im Leibe. Die erwähnten Bett-Socken, die ihre Wärme sympathetisch weiter verbreiten, sind daher eine sehr wohlthätige Erfindung... Strümpfe von Cachemir-Gewebe, habe ich zu sehen und zu betasten versäumt... **Bas jarretières**, so genannt, „parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus, par la seule force de l'élasticité de la maille,“ sind gesunde Strümpfe. Gut ist es aber doch, daß man diese Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in seiner Machtvollkommenheit gerufen; Honny soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entstanden, und — hundert unbelohnte Tugenden, gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchlerische Kunst, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, ist in Paris zur höchsten Vollkömmenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiischen deutschen Manne glauben: die deutschen Schuhe auch die besten, können sich, selbst mit den gewöhnlichen Parisern nicht vergleichen. Die Leztern haben einen Schmelz, einen

Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinsel eines Malers konnte das anschaulich machen. Frauenzimmer, wenn sie über die schmutzige Straße gehen, schnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Sous-chaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es ist eine hölzerne, aus mehreren Theilen bestehende Sohle, deren Glieder von zarten messingnen Bändern zusammengehalten werden. Man muß aber behutsam damit auftreten, denn der kleinste Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. Bei nassem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Wasser durchlassen. Wären Sie, liebe Leserin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab, in die Ebene spatzieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Wasser gefüllt? Schon drei Wochen schwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen sie selbst, er ist nicht im mindesten feucht geworden! Ich hatte das süße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu stehen. Funfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritisch untersucht, und fünf Minuten darum gefeilscht. Die Dame fragte nach dem Preise. Zehn Franken, sagte Herr Jabot. „In einem andern Laden —

erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.“.. Ihr habt noch nie eine Löwin gesehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt Ihr in tausend Gedichten beschrieben gelesen. So wie jene Löwin zeigte sich Herr Jabot, als ihm gesagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers: c'est de mon invention, car il faut être Chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So sprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen!

Nicht Euch ruf' ich an, Ihr Musen; denn Ihr erhört die Gebete nicht, die man erst in der Bedrängniß an Euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verschlossen; immer ging ich, mit trocknen Augen, trägem Blute, und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jezt, da ich sie preisen möchte, mein

Herz leerer, als eine Cisterne in heißen Tagen, und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen; kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen, und du auch, hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht blos für deine eigene Lust, sondern auch für Anderer Noth: so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brod giebt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den Orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang, spinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner, als das

asiatische Gespinst, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Gespinst, 109,250 Ellen. Isot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemirs-Shawls um 30 Prozent wohlfeiler, als die Asiatischen, und sie erbieten sich, wenn man ihnen die Hälfte eines indischen Shawls giebt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterschied merken solle. Ajac von Lion, verfertigt seit 1815 Shawls von Flockseide, den Cachemirs mit großer Täuschung nachgeahmt. Dieser Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig so ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockseide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beschäftigt, und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockseidnen Shawls, ist in acht Jahren so schnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lion allein 4000 Arbeiter dazu beschäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägst du mich Cachemir- und wißbegierige Leserin, warum wir Deutsche nicht auch so schöne Sachen verfertigen können, wie die Franzosen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzosen sind dumm. Denk' dir nur

liebes Kind, dieses Volk ist noch so ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Zensur hat; so roh, daß unter ihnen, Leute ohne alle Herkunft, Minister werden können; so dumm, daß sie die wichtigsten Prozeffe öffentlich verhandeln, eine Jury haben, und sogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieses Volk ist so einfältig, und in den ernsthaftesten Dingen so leichtsinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrtesten Juristen anderer Völker darin übereinstimmen, daß man nur zur gründlichen Untersuchung einer erstochenen Fledermaus, wenigstens vier Jahr brauche. Aber die dummen Franzosen haben das Glück und werden reich, während andere verständige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichsten ist: die Franzosen haben ihre Cachemirs und tausend andere schöne Sachen, nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten diese geplagten Leute die Welt erobern! Aber, was kümmert dich das? Sey froh, Mädchen, daß du kein Mann bist, und an nichts Anderes zu denken brauchst, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zusammenzulegen hast.

Ternaux's scharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (so genannt, weil Talma, als Sylla, in der Tagödie gleiches Namens, zum erstenmale einen solchen trug) — sind sehr schön, und viel besser als der Sylla Roms und Jouy's. Ternaux hat einen Cachemire ausgehängt, der 5000 Fr. kostet. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen, weil er sechs Wochen lang, von Morgen bis Abend, von andächtigen Zuschauerinnen umstellt war. Einen andern Cachemire des nämlichen Fabrikanten habe ich gesehen, der aber nur 1500 Fr. kostet. Er ist weiß, hat eine einfache Bördüre, und ist so wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre: solchen Dingen giebt der Preis den Werth. Ein schönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemire in die Hand, wog ihn, und rief: „Wie leicht! Ach wie leicht!" — „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er ist nicht leicht, er ist schwer. Versuch' es, stell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale diesen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe, und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menschenlebens hemmen oder in Bewegung setzen — und du wirst sehen, wie schwer der Shawl ist!"

Das liebe Kind verstand mich nicht. Möchtest du das nie verstehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die schönsten Tischlerarbeiten, hat allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutscher. Wie die Katzen, sind die französischen Berichte, um diesen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten sie nicht, daß ein Ausländer die Franzosen übertroffen: aber eingestanden haben sie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre seit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieser allgemeinen Kunstschule Europens, die jeder besuchen müsse, der sein Talent ausbilden wolle. So schwer fällt es diesen Menschen, einem ausländischen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so leicht machen es die verrückten Liberalen, denen, welchen daran gelegen ist, die profane Allianz zwischen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle seine Möbel von französischem Holze, von Esche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze, aus der Provence. Dieses macht sie aber darum theurer, als die von ausländischem Holze verfertigten, weil bei den leztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des

kostbaren zu belegen, das französische Holz aber, sich zu solcher Plattirung nicht eignet, und man daher genöthigt ist, die Möbel ganz von diesem Holze zu machen. Werner muß wohl auch ausser Frankreich vortheilhaft bekannt seyn, denn er arbeitet für den Russischen und den Bayer'schen Hof.

Ein Pariser Tischler ließ sich beifallen, einen Lehnstuhl im Geschmacke des Mittelalters zu verfertigen. Dessen Grundbau ist von Acajou=, Eben= und Citronenholz zusammengesezt, und an der Lehne sind nicht weniger, als 2587 Stücke Perlmutter, in verschiedenen launischen Bildungen eingelegt. Der Sitz ist mit silbergesticktem Sammt überzogen. Dieser Sessel ist freilich sehr geschmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn sie den verdienten Tadel ausgesprochen. Doch die Pariser Liberalen sind über diesen Feudalstuhl vor Wuth ausser sich gekommen. Wie einst Nicolai überall Jesuiten roch, so riechen die Liberalen überall die Contre=Revolution. Sie sahen, mit prophetischem Geiste, in jenem Sessel einen absoluten König sitzen. Das mit Lilien umkränzte gestickte H. bestärkte sie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tischler hart zu Leibe, und fragten den armen verblüfften Mann: „Was soll dieser Stuhl? Für wen ist dieser Stuhl? Ist er für

den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich Mensch! Heraus mit der Sprache!“... Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weisen Narren. Im verflossenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdisches Getöse. Und alle Pulse der Reinblütigen schlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd, war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich, die geheime Werkstätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts, als ein ehrlicher Pastetenbäcker, der in seinem Keller nächtlicher Weile, Talmouses gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Briochés. Sie sind aber beide sehr schmackhaft.

Schön war ein runder Eß-Tisch, mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmsten Stücke spielt. Es wäre sehr zu wünschen, daß man solche Tische in allen deutschen Gasthöfen einführte, damit man die dort grassirenden Tafel-Musikanten los würde, die unbarmherzig, erst nach sieben jämmerlichen musikalischen Gerichten, beim Desert den armen Gästen den Gnadenstoß geben... An einem an=

dern Tische hing ein Zettel mit den Worten: „Table en Bronze, goût du siècle de Louis XIV., executé pour Mr. le duc de —“ Der Gedankenstrich sollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuschreiben wagte; mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tisch so bestellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzosen aber stellten sich dumm, und als glaubten sie, dieser altmodische Tisch sey bestellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, sich über den schlechten Geschmack eines fremden Fürsten lustig zu machen. . . Secretäre, Bettstellen und andere Möbel von lackirtem Bleche, waren häßlich; aber mit großem Lobe ist einer Badewanne zu gedenken. Man könnte sie eine amphibische nennen, denn sie befriedigt alle Bedürfnisse, die im Wasser und auf dem festen Lande entstehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Wassers, ist an der Wanne angebracht, und wird von dem Badenden selbst in Thätigkeit gesezt. Das Wasser bleibt sieben bis acht Stunden warm, und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem sie steht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, giebt ihm die Bequemlichkeit, sich selbst sein Frühstück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cotte-

lets, oder wozu er sonst Lust hat. Er hat sogar ein Pult, woran er unter dem Baden ohne das Buch naß zu machen lesen kann; kurz man kann in dieser Wanne leben und sterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieses Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tausendkünstler dieses Badewerks, war unglücklicher Weise abwesend, als ich es in Augenschein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrscheinlich aber wird das Wasser durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt.... Ein neues Billard, wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung, bemerkt man daran labyrinthische bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulet-Teppiche. Das Spiel sieht sehr zeitvertreibend aus, und kann Menschen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tischler Bonjour in Paris, bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr, und sonstige Marmorarten, täuschend nachahmt. Diese Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widersteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht sich so stark in das Holz hinein,

daß er nicht mehr davon getrennt werden kann.... Ein anderer macht Stein-Pappe (carton-pierre) die zu allen Arten architektonischer Verzierungen, Candelabren, und zu Abgüssen von plastischen Kunstwerken gebraucht werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz, und ausdauernder als Gyps. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 280 Jahren verfertigt worden, und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelstoffen, bemerkte man durchsichtigen Taffet, (taffetas diaphane), zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy, wird ein durchsichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte, von schöner Wirkung sind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren, und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe ohne Naht und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung, 15 Sous der Qua=

drat=Schuh. Diese Decken sind in England sehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in diesem Lande verfertigt. Jezt führt sie Frankreich sogar nach Nord=Amerika aus. . . . Die Herzogin von Berry, hat einen von ihr selbst gestickten Fußteppich zur Ausstellung hergegeben. . . . Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme, einen Teppich von den schönsten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber in den Gebäuden jener Fabrik einen noch schönern gesehen zu haben, der für die Kaiserin Maria Louise bestimmt war. Der früher hier anwesende persische Gesandte hat gesagt, daß in seinem Lande selbst, nichts so schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht sind, wird er nicht gebraucht, und er liegt in einer Kammer zusammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder ist — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabern.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönere Hälfte war:
So ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben sich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man schon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartieen eingeladen, und superfeine Leute, gehen erst um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. Schreitet diese schöne Sitte noch etwas vor, so muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Gesellschaften geht, und sich Abends um sieben schlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariser schon zu dieser ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie essen um eilf Uhr Morgens zu Mittage, und spätestens um sieben Uhr Abends nehmen sie das Nachtessen. Freilich nennen sie ihr Mittagessen Frühstück, und ihr Abendessen Mittagessen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbst in den Speisen fängt sich die ungekünstelte Natur zu zeigen an. Bei den feinsten Pastetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz so derb ist, wie Pumpernikel. Als ich das erstemal, überrascht von dieser Erscheinung, den Küchenkünstler fragte, was das wäre? antwortete er, dieses Brod sei sehr rafraichissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariserinnen von höherm Stande haben im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks, im Winter

gar keinen Tag; denn sie kleiden sich erst aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten, sich ankleidet, und bis sie nach dem Erwachen sich die Augen gerieben und gefrühstückt haben, ist die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klassen, ahmen das vornehme Nachtleben wenigstens symbolisch nach. Den ganzen Tag sitzen sie in ihren Läden, im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erst wenn es dunkel geworden ist, putzen sie sich und lassen sich frisiren. In den Kaffeehäusern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, sind sie den Tag über, an ihren Büreaux sitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beschäftigt, und reden kein Wort mit den Gästen. Sobald aber die Lichter angezündet werden, schmücken sie sich auf's herrlichste, und fangen an geistreich und liebenswürdig zu werden. Man kann sich also denken, welch' eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung ist. Die durch Gas, breitet sich täglich mehr aus. Wenn es die Menschen dahin gebracht haben werden, die atmosphärische Luft von ihren Stickstoff-Theilen zu reinigen, dann werden sie das Verderben vollendet haben, das sie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht ist zu rein, für das menschliche Auge,

und unsere Enkel werden blind werden. Merkwürdig ist, daß trotz jener guten Eigenschaft der Gasbeleuchtung, die Ultras ihr dennoch feind sind, wie ihnen wenigstens die Liberalen vorwerfen. Daß dieser Vorwurf ganz ohne Grund seyn sollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung, wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet ist, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung gelesen zu haben. Dieser Widerwille wäre in der That ein psychologisches Räthsel, an dessen Auflösung sich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Aristokratie mit Wasserstoffgas zusammen? Indessen giebt es noch mehrere solche physikalische Räthsel. Wie hängt die französische Geistlichkeit mit den Kuhpocken zusammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung gelesen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Gestorbenen, in Paris seit einigen Jahren gestiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jezt die Sterbefälle über tausend. In gleichem Verhältnisse als sich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren sich die Dotationen und Vermächtnisse, welche die Geistlichkeit sich zu verschaffen weiß. Sie betragen jezt schon viele Millionen. Wie hängt das

Alles zusammen? Ihr Antiquare, die Ihr alte gute Kunstwerke an ihrem edlen Roste erkennt, Ihr Winkelmänner — seyd so gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, seitdem die Pariser Gassen mit Geistlichen wie besät sind, so viele Kinder an den natürlichen Blattern sterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optische Experiment nachgemacht, und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel, jezt die Gensd'armes getreten; sonst aber noch alles so ist, wie es ehemals gewesen.

Geräthschaften zur Beleuchtung, sowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüstres, Lampen, Candelabren, waren in der Ausstellung von grosser Mannigfaltigkeit und Schönheit zu sehen. Was sich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Krystall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Caryatiden oder Atlanten, welche krystallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographischen Eintheilungen, auf deren andern die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuster hat in seinem Laden zwei große Stiefel von Krystall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzschneider in Sargemünd,

verfertigt, unter vielen andern Dingen, auch Candelabern von künstlichem Porphyr, von sieben Fuß Höhe. Dieser von Utzschneider erfundene Porphyr ist dem natürlichen so täuschend nachgemacht, daß einer der berühmtesten französischen Mineralogen, dem man ihn zur Untersuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten, und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde... Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung ist. Ihr Licht kömmt an Stärke, dem von zweitausend gewöhnlichen Lampen gleich, und verbreitet sich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit solchen Laternen versehen, so würden schon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden seyn.

Auch die Wachskerzen hat man sehr verbessert. Die von gereinigtem Wachse verfertigten „bougies diaphanes," sind durchsichtig und gleichen dem Alabaster. Ein Kerzenfabrikant hatte das Brustbild des Königs von solchem Wachse durchsichtig gemodelt, in seinem Laden aufgestellt. Man sah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß sie keine schwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben sie in der Rue de

la paix einen Putzladen, „Grand Magazin de Deuil“ genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze selbst schneidet den Begehr! . . . Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateinische und griechische Aufträge geben kann, der schicke sie hin, „bougies soléraphlites“ zu kaufen. Das Pfund kostet zwar nur 1 Fr. denn sie sind von gewöhnlichem Lichtertalge; sie haben aber folgende gute Eigenschaften. Die Flecken, die sie auf Kleider und Möbeln machen, kann man durch Weingeist reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält sich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; sie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgische Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden seines Zeltes, und spielt mit seinem Knaben Knabenspiele. Da treten die Abgesandten des Byzantinischen Kaisers herein, und legen sich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu seinem Sohne spricht: „Siehst du Irnack, daß Eisen besser ist, als Gold? Mit Eisen hol' ich's.“ Dieser Attila war ein Hunne

Aber die Attila's in seidnen Strümpfen, sitzen auf Sammt und Gold, und wenn sich ihnen unüberwindliche Festungen übergeben, sagen sie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie Prinz, daß Gold stärker ist, als Eisen? Mit Gold zähm' ich's." Wenn nun jene großen Handwerker, die sich mit dem Eisen nähren und wehren, ihren Wohlthäter so wenig achten — wie sollten wir ihn schätzen, die ja gar nicht besser sind, als jene, sondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köstliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Sensen, Schaufeln und andern solchen Dingen, die in Menge ausgestellt waren. Lassen wir das Eisen naß werden, vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder rostig vom Herzblute seines jungen Sohnes, der es vergossen einen gefangenen Tyger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unsern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Gränze des Ernstes, liegen die damascirten Klingen, die man jezt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indessen gebrauchen wir sie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unser Heldenblut für eine schöne Casino-Sache verspritzen. Die Franzosen hatten einst in Aegypten große Furcht vor diesen Damascenerklingen.

Sie sagten: so ein Mamelucken-Säbel spalte einen entzwei, wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte sie aus, sagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbst die Rasiermesser werden jezt damascirt; große Zurüstung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt sah man in der Industrie-Ausstellung die Rasiermesser mit großer Ernsthaftigkeit behandelt. Man sah deren von gegossenem Stahl; andere „à dos métalliques," erfunden, (wie der Fabrikant sich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux." Wer also mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne sich mit solchen Rasiermessern. Eine dritte Art Rasiermesser, deren Klinge zwischen einer Scheide steckt, und nur so viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man sich verwunden kann — ist Solchen zu empfehlen, die während dem Rasieren an ihre Schulden, oder an die Auflösung einer Charade zu denken gewohnt sind.

Der Fabrikant Alard, hat ein eisernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieses Metallgewebe ist so fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maschen kommen. (Scheint etwas gelogen zu seyn!) Es werden Lichtschirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Astrallampen;

Schüsseldecken, welche die Luft durchlassen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Diese leztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit so großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten sechs und fünfzig tausend Stück davon verkauft hat... Bettstellen von Röhren, aus Eisen, Messing und Kupfer, sind so leicht und so bequem eingerichtet, daß sie in einen Mantelsack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten sie zusammenzusetzen, oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von ihnen sagt: „Ces lits, peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en Campagne.“ Diese Feldbetten, oder Constitutions-Betten, oder Prokrustes-Betten, kommen nicht sehr theuer zu stehen; der Schuh Röhre kostet, je nach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken... Von gegossenem Eisen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüsse plastischer Kunstwerke, Relief-Abgüsse von berühmten Gemälden, Tabacksdosen, so leicht wie die von Papier-Maché, und andere solche Dinge.... Das Eisen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Ragusa kam, wurde sehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgestellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht

zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn sie das baare Geld lieben; es ist immer gut sich marschfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke gesehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von schöner Arbeit, und gothischer mit modernem Geschmacke, glücklich daran verbunden. Der Koffer ist bestimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutsch französischen Wörterbuche, steht Sainte-Ampoule übersezt: „Das Oelfläschchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs.“ Eine Wörterbuch-Versicherungsanstalt, wäre etwas sehr nützliches... An Kirchengeräthschaften von Gold, Silber, Messing, Krystall, an Altarleuchtern, Bischofsstäben, Kreuzen, Monstranzen, gestickten Fahnen, Bischofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle diese Arbeiten geschmacklos wären, und sie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben solle. Denn — sagen sie — bei einem gebildeten Volke, wie das Französische, könnten die Apostel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn sie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur selbst braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie sollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen sie ihn, durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerst dem Luftstrome der gelehrten Frau Delacour, dieser zweiten Madame Dacier aus. Sie sagt in ihrer Auto-Biographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delácour, qui s'est addonnée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus éthérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle **axonge**, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakspeare hat kühne Bilder in seinen Dichtungen, die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß ist noch von keinem schönen Mädchen gedruckt oder gesagt worden: sie habe Lioner rosentaffetene Wangen! Madame Delácour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert. . . Fargon der jüngere,

nennt sich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.“ Er verkauft Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athénes. Dieses leztere ist eine grüne Schminke, die erst auf den Wangen roth wird. .... Treten wir jezt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort schimmert's, wie in einem Feenmärchen; es ist zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer ist nicht glücklich unter seinen Schäzen; er ist, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgesezt. Es wird ein „Imprimé calomnieux“ gegen ihn verbreitet, „dicté par l'Envie et la Jalousie.“ Aber Herr Mayer weiß seinem Gegner zu antworten, und sagt dem „auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,“ was sich gehört. „Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit dem „Suffrages d'augustes personnages“ sich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen, und seine Parfümerien mit denen seines „pâle imitateur“ zu vergleichen. Es wird keinen gereuen dieser Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die sich nicht gern den Kopf anstrengen, können im Bazar des Herrn

Mayer, in weniger als einer Viertelstunde, auf die angenehmste Weise die Geographie erlernen. Sie finden dort: **Huile de Macassar, poudre de Ceylan, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canada, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma,** und noch viele andere Dinge, aus Europa, Amerika und Asien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südsee-Inseln und von Afrika hat, keinen **pâte de Botany-Baie**, keinen **Esprit de Maroc** — an Absatz würde es ihm nicht fehlen, und seine geographische Belehrung würde hierdurch vollständiger werden. Dagegen findet sich bei ihm „**Parfum des salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.**" Ferner: eine „**Composition accélératrice,**" welche grobe deutsche Postillone Wagenschmiere zu nennen pflegen. Die Wagenräder ein Mal damit schlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesschnelle. Endlich hat er auch ein rothes kölnisches Wasser für blasse Leute. Ueberhaupt ist Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Diese selbst hat nur den Menschen zu schaffen; für das übrige, was zwischen Wiege und Sarge zu thun ist, sorgt

ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachsen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereignisse des Lebens, Salben, Pulver, Essige, Seifen, Oele und Wasser.

Einen Gegenstand der negativen Parfümerie, will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunst gehört. „Sièges inodores,“ waren in der Industrie-Ausstellung von sehr verbesserter Art zu sehen. In Deutschland fehlt es noch sehr hierin. Wahrscheinlich ist man dort nicht gehörig belehrt, wie das „gaz hydrogène,“ eine „cause permanente de graves maladies“ sey.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch schriebe: „über den Einfluß der Religion auf die Chokolade,“ der hätte keine Satyre geschrieben, sondern nur abgeschrieben. Seit der Restauration der Heuchelei, werden aus Chokolade, Kreuze, Rosenkränze, Krucifixe, und andere geheiligte Symbole des Gottesdienstes verfertigt und verkauft, und man hört keine Missionäre gegen solche Entweihungen eifern! .. Doch lassen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel, und betrachten wir

was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke sich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Coursen, und am Anfange, nach dem Titel, mit einem Kupferstiche versehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darstellt — und man hat eine typographische Vorstellung von dem Prospectus, welchen der Chokolade-Fabrikant Debauve, im Louvre vertheilte. Herr Debauve ist kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladisirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen medicinischen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin seine Fabrikate angepriesen worden. Dabei zeigt er sich so dankbar, daß er alle Pariser Aerzte, die seine Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und sie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt sogar eine Beweisstelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris," der seiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der **Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse**, hat dem Fabrikanten selbst vor siebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er ist nicht blos **analeptique**, sondern auch **béchique** und **confortatif**. „**Il a rendu en peu de temps la fraicheur, les forces et l'em-**

bonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence.“ Er wird von einem berühmten Pariser Arzte den Gelehrten empfohlen, „qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint“ (die ehrlichen deutschen Schriftsteller mögen sich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beispiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der sein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, seit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Tassen dieser Chokolade getrunken. Ferner fabricirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est trés-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, Coeurs, Castagnettes, marrons, pastilles, Cylindres, vases et plusieurs autres objects de Formes agréables — alles aus Cho-

kolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale,“ mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verschiedenen Arten die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da diese nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten sie sich vorsorglich schon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten sie des andern Morgens wieder auf. Diese klösterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre süßen Kunstwerke zur Ausstellung gebracht, und Kunstwerke sind sie allerdings zu nennen, da sie mehr für das Auge, als für den Gaumen bestimmt sind. Die Franzosen sind zu loben, daß ihnen die Optik die erste aller Wissenschaften ist, und Akustik die zweite. Der Adel eines Menschen zeigt sich darin, daß er im Hause der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöse, feste Nahrungen in flüssige, flüssige in ätherische, ätherische in geistige verwandele. Herr Bernaut, Hoherpriester „au Temple de Pomone“ ... „qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,“ hatte sein Museum mit den herrlichsten Bonbons geziert. Kunst-

freunde bewunderten besonders die **pastilles d'Ambroisie**, „qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter."

11. Nachlese.

Ich will noch von einigen Gegenständen sprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergessen, theils nicht verstanden habe. Gar mannigfaltig sind die Bedürfnisse und Neigungen der Menschen. Nicht alle haben sich bestimmte Organe zu fester Wohnstätte gewählt; sondern viele ihrer, halten sich nach Landstreicher-Art, an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die schon längst mit dem Errröthen abgekommen, sind seit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel, man machte die Fächer theuer. In der Ausstellung sah man deren von Schildkröte die 700 Fr. kosteten. In heißen Sommertagen, eine Reise nach Havre oder Dieppe, sich an der Seeluft zu erfrischen, käme viel wohlfeiler zu stehen. Polichinel-Vampyre sah man oft auf Fächern abgemalt. Dieser beliebte Hanswurst, wird auf alle mögliche Art bildlich dargestellt. Battist-Taschentücher wurden verkauft in deren Zipfel Polichinel gestickt war. Andere Arten von Taschentüchern wurden unter dem Namen

Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Composition, werden falsche Edelsteine (pierres adamantoides) verfertigt, die sehr schön sind. Man muß ein Kenner seyn, und sie in die Hand nehmen, um sie von den ächten zu unterscheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhause nicht damit erscheinen darf — ein Versammlungsort, den in Paris, Frauen von den höchsten Ständen, in ihrem reichsten Schmucke besuchen. . . die guten Seelen, wie leicht sie zu befriedigen sind! Eine beliebte Bandschleife die eine Zauberhand im lezten Sommer geschlungen, nennen sie „parfait Contentement.“ . . . Poupart de Neuflige ein Tuchfabrikant, hatte zwischen seinen Waaren sechs Gemälde aufgestellt, die sechs Fabrik-Gebäude nebst ländlichen Umgebungen, welche er in verschiedenen Departementen besizt, vorstellten. Der König, dem diese Gemälde wohlgefielen, hat sie von dem Eigenthümer zum Geschenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten, Dampfbäder zu machen, ist ein nützliches Werk. . . . Unter dem Namen „Caecographe,“ wurde eine Maschine gezeigt, vermittelst welcher Blinde, in ganz geraden Linien schreiben können. Der einfache Apparat ist sehr zweckmäßig. . . . Vermit-

telst der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das genaueste bestimmen. Aber Frauen von Gemüth werden sich wenigstens der leztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift sagt: Du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt.... Allerlei Comestibilien auf eine neue Art behandelt, waren von grösserm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund frisches Fleisch, durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, so wie auch gekochtes Rindfleisch in einer hermetisch verschlossenen Flasche aufbewahrt, soll sich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparsuppen empfohlen.... Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers, hat mit Napoleons Herrschaft in Frankreich nicht aufgehört. Besonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Ragusa kommt, so daß der Sturz Napoleons dem Marschalle Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, soll nur darin bestehen, daß diese Confitüren mit Runkelrübensyrop bereitet werden.... Bäcker hatten neue Versuche mit Brodarten zur Prüfung aufgestellt; man hat in Paris das beste Brod,

aber kein gutes.... Ein sehr schönes Schmuckkästchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künstliche bestimmt, zeigte der Zahnarzt Desirabode. Das ist der kühne Humorist, der sich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er um Aufmerksamkeit zu erregen, Adressen, ganz in Form von Bankzetteln vertheilte. Er hat bewiesen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen.... Von dem, vor kurzem entdeckten neuen Metalle Palladium genannt, wie auch von Platina waren schöne Medaillen zu sehen. Auch in Krystall hat man Medaillen gegraben, die das Ansehen von Perlmutter haben.... Eine sehr nützliche Erfindung sind die Längemaaße von seidenen Bändern, welche seit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes, ist das übliche metrische Maaß in seinen kleinsten Abtheilungen, auf der andern Seite sind die verschiedenen ausländischen Maaße gezeichnet, so daß man beide, auf das bequemste mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuster, Waarenhändler bedienen sich dieser Maaße, sondern auch Tischler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im großen messen. Die Pariser Schneider, wenn sie das Maaß zu einem Kleide nehmen, bedienen sich also nicht der in Deutschland üblichen knisternden Papierstreifen, in welche man mit der

Scheere räthselhafte Zeichen schneidet; sondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder, und tragen die gefundenen Größenverhältnisse in ein eigen dazu bestimmtes Buch, unter dem Namen des Kunden ein. Dieses Buch ist ganz eingerichtet, wie ein Paß-Register. Es muß bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die französische Polizei, welcher das scharfe Augenmaaß der Deutschen abgeht, den Reisenden der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaaß abmißt. An der Gränze, wo man seinen vaterländischen Paß gegen einen französischen vertauscht, wird das heimathliche Maaß in das metrische gebracht, und ich habe in Straßburg die unschuldigsten deutschen Frauenzimmer schamroth am metrischen Pranger stehen sehen. Und der alte Vater Rhein (so hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) schweigt zu solchem frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräischen Schule, bringt sie alle Verhältnisse in Größen und Zahlen. Personen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preise addirt, nummerirt, subtrahirt, dividirt, einregistrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde gestorben, und die hinterlassene Menschheit sollte versteigert werden!

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Sechster Theil.

Zweite Auflage.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

VI.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die *gute* Seite.

2.

Eitelkeit ist Oekonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück, und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man Unrecht zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich seyn und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleichgroßen Verdiensten, von welchen der Eine eitel ist, und der Andere was man bescheiden nennt, ist im Grunde der Eitle bescheidener als der Bescheidene. Der leztere weiß daß er reich ist, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, so oft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen Verdien-

sten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen ungern umgehen, beweißt nichts für ihren Fehler, sondern für unsern. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sey einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System, kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt, und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie, die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen wenn sie uns gebackenes Brod vorsezten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu spät an

den Tisch. Doch das gehört nicht hieher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre, und diese selbst, sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sey für die Regierungen vortheilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nähme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu seyn, weil alles was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß wenn jener Grundsatz, wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet, angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen was sie wollen, da es keine Lehre giebt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungs-Präsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophen-Minister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhülfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er früher Philosoph

gewesen — die Katze läßt das mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht was ihr sprecht; geht eures Weges, alles was ist, ist gut... Schön Minette, man muß seiner Natur treu bleiben!.... Wenn aber jezt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Minister-Philosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen beginnen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Minister-Philosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, alles was ist, ist gut; ein Ist, ist wie das andere Ist; ist eine Regierung, so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution; ist die Macht die ist zu ehren, so ist unsere Macht auch eine die ist — was würde der Philosoph darauf antworten?.. Der Philosoph, gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minderschuldigen einkerkern; und das ist auch das klügste

was er in einem solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Collegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: alles was ist, ist gut einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es giebt Menschen die geizen mit ihrem Verstande, wie Andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sey: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen, und glaubt jezt wäre alles geschehen, entdeckt man erst, daß das schwerste noch zu thun sey.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht, dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöhl; damit macht sie zwanzig Jahre alle ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein konstitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach, dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.

Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen.

16.

Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm der will. Giebt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur die man nicht erwerben kann, die angeboren seyn muß: so ist es die Dummheit. Es giebt für jeden Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht sehen. Ueber enge felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

17.

Möchten sich die Herrn Minister doch endlich einmal des Diplomatisirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof, und die öffentliche Meinung, das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischeln hier wie dort, sind schlau jezt, wie damals, und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

18.

Unter **Mäßigung** wird verstanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich, als die Zunge der Wage, die nur so lange **aufrecht steht**, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt.

19.

Die öffentliche Meinung ist eine See und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blasen abzuheben; ein vierter bläßt, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen, ein siebenter sie in das Spühlfaß schütten. Wahrhaftig die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

20.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeige=

führt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch' ein großer Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen, und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegentheil thun.

21.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als Solche „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.“ Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu seyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach

mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werde. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren, macht weiser, als eine Wahrheit finden.

22.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung, die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jezt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das Beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandtheile aller möglichen Meinun-

gen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? — was werden sie darauf erwidern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß ihr es nicht mit Personen zu thun habt, sondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber stehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Athem als den Verstand verlieren.

23.

Herr Wilhelm von Schütz ein Kampfgenosse des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche" geworfen. Wenn er nichts deutlich gesehen, so ist

das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt, und es bestimmt haben, den europäischen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz, in ewiger seliger Ruhe, und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, suppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die Freigebung Südamerikas berührend: „kaum ist wegen des Reichthums an verborgenen Rücksichten, hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich“ — hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe, er kann grob seyn, er fühlt

menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faktion, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, giebt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu setzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachtheilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emanzipation für Süd-Amerika selbst geworden sind." Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen, keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen seyn.

Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit, deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen, den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Räthsel! Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken, und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir Andern, unsern Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln, und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Anwort geben.

24.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München, zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Theile des menschlichen Leibes sey, und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserm.

Leibe, ja, in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchem den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust, dem zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!" So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des Bayer'schen Königs besungen! Das Bayer'sche Recht, fest wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz

Michel hat in Wien alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie zensirt, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele! Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

25.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten nackten Marmorgötter. Aber wir, mit unsern Winter-Herzen, lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakspeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre

Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht: nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

26.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes, aber nicht den Muth des Charakters und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialis-

mus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt, wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er beim Eintreten des Cäsars schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte." Das ist ganz der stolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

27.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

28.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch,

aber spät, denn da die Besten ihrer Zeit voraus=eilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

29.

Die Vorsehung ist auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. So=bald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

30.

Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher giebt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervor=zubringen, weil man die Gedanken beider Ge=schlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll.

31.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl, als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas romantisches, die Bettelei hat etwas rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen

sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen: geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen seyn, wie Herr d e r in München den Franz gespielt, wie Frau d i e in Wien die Agathe gesungen? Was nüzt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September, Demoiselle Sontag in Berlin, die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversezt, wo entartete Fürsten und entartete Völker vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

32.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Vorläufer, Unruhestifter, Verführer, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter, mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört, mehr als sie gebraucht und verlangt.

33.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr gewöhnliches, auch etwas sehr natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch jene sich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungestört in ihrem einsamen Zimmer nachdenken können, und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen wissenschaftlichen Männer den Verstand auch noch verlie=

ren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

34.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

35.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827.“ Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kömmt nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mit-

arbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größern Lohn. Aber etwas andres schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: **Extrait d'Ennui**, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, **Eau de Hesse**, **double patience**, **Esprit de Mirabeau**, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter andern von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sey ferner der rein persönliche Erwerb des Y, — der kein Grund-

vermögen besitzet und kein steuerbares Gewerbe treibt, — = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammteinkommens auf die Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anspruch; so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungssteuern oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." — — Mein lieber Herr, ich glaube Sie wollen uns zum besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses alles nicht eben so deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend, bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darm-

stadt versammeln, giebt es denn die das verste=hen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord=Deutsch=land ist bekanntlich viel gebildeter als Süd=Deutsch=land, und Hannover besizt, ohne Widerspruch, die größte politische Aufklärung unter allen deut=schen Staaten. Nun, ich der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten, abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders seyn kann, denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände=Versammlung (die man hier Land=schreiberei nennt), der dritte bei einem Ju=stizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigen=heiten. Sie schreiben gewöhniglich statt ge=wöhnlich; setzen den Punct nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben ei=nen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Uebrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Dintenklekse der sich im Manuscripte be=findet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen be=kam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen

vier Kopisten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genöthigt ihn selbst zu kopiren. Wenn nun sogar vier Hannövrische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris besezt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

36.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten, auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst Du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dum-

me und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften, die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sey nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Pallaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besezt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent, wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft.

37.

Es ist so etwas kleines, groß zu seyn in unsern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

38.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemonteser, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

39.

Ein rechtlicher Mann will zwar nur Recht behalten, wenn er Recht hat; doch das Recht haben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Recht behalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

40.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schorn=

steine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

41.

Herr von Hornthal hat in der Bayerischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze, in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokus Pokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem

Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug seyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt, und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zweien Dingen Eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt, über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

42.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menschen, Vornehmen wie Geringen, ist ein solcher

Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines Blattes, ob sie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

43.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lavinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

44.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

45.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin, erst über die neue Form der Hauben, dann über das

Schicksal von fünf und zwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau von Pompadour, den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpflästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

46.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

47.

Denkt euch: ein Arzt untersagte seinem Kranken jede anhaltende Bewegung, sie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jezt denkt euch: ein Volk sey krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staats-Aerzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das

Volk an dem Orte wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Krise abzuwarten.

48.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jezt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten gestellt. Daher scheint es als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das, die erste Hälfte des Geheimnisses. Die andere Hälfte ist: früher wurde durch Hebel regiert, jezt geschieht es durch Menschenkraft, und so weiter! Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

49.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche sich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleu-

nigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst seyn, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

50.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen; erstens, französisch sprechen, zweitens Nichts sprechen, und drittens die Unwahrheit sprechen. Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von aussen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämmtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen alles was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen." Quelle horreur!

51.

Jede Gegenwart ist eine Notherbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten; sie muß sie, und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden, und mit ihrer Schuld.

52.

Es wäre nichts leichter als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

53.

Wer glaubt er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirthin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren, und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

54.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt; denn die freie Luft zerrisse das überfeine Ge-

spinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euern Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

55.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

56.

Welche Staats-Verfassung ist die Beste? „Diejenige die am besten verwaltet wird.“ Diese Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte eben so gut, nämlich eben so falsch, auf die Frage:

Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwiedern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weiser, mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

57.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen, eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht." Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen... Unsere heutigen Finanz-Minister, die ihre erschreckliche Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

58.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen seyn, daß

die Aristokraten, sowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren schriftstellerischen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten sprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier ist mehr, weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden, und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen,

wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, so lange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität, bezeichnet die Herrschermacht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscherrecht, welches den Gesetzen unterliegt.

59.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt), ist es Grundsatz und muß es Grundsatz seyn, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihre Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden belie-

digen Staat, wo keine Volksrepräsentation Statt findet, und gehe einen Zeitraum durch so lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

60.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgestiegen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen, oder in dem finstern Winkel eines Hauses. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

61.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie sie unentgeldlich benutzen könnten. Weil sie aber dafür zahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal warnt wie die Buchhändler: „beschmuzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen."

62.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

63.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jezt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer, (so lange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur

Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jezt nur der leiseste Verdacht auf die polizeimäßige Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jezt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sey König der Welt, und das Recht sein Schwert.

64.

Konstitutionen, wenn sie dauerhaft seyn sollen, müssen Fresco gemalt werden. Andere sagen das Gegentheil. Wir wollen sehen, wer Recht behält.

65.

Der ächte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einen witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

66.

Frau von Stael sagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt; und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geschieht." Das mögen Jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu seyn, und darum ist es besser, sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten, sind noch immer geopfert worden.

67.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergament-Tafeln, und ist das

Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher sind sie oft klüger, als gestern, aber niemals klüger, als vorgestern.

68.

Philidor konnte sechs Schachpartien zugleich spielen, und er gewann sie Alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

69.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?" fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté," antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. . . . So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

70.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende

Noahs-Arche, und läßt keine Gattung, auch des niedrigen Gewürms verderben.

71.

Der süße Brei ist aufgegessen.... jezt balgen sie sich um die Schärre... darüber zerbrechen sie den Topf... dann giebt es keinen Brei und keine Schärre mehr... dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

72.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hof-Narren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

73.

Häringe oder Sardellen — das ist der ganze Unterschied zwischen sonst und jezt. Gesalzen sind sie immer noch, und werden es immer bleiben.

74.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

75.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkei-

ten und Leidenschaften der Menschen benuzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerthe sich seiner Erfüllung naht.

76.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Gebehrden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges, thun die Menschen hinzu.

77.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seyd nicht länger der Kopf des Bandwurms.

78.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind

sie wirklich verurtheilt; nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer lezten Mahlzeit, so theuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sey unser Trost.

79.

Die Schreiber Regenten. — Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht Jeder. Und wie sollte es anders seyn? Schuster, Schneider, Schlosser, müssen in Deutschland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren denkt man sey eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals, steht von dem gegenwär-

tigen so weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen, von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath, aber nicht Mundvorrath genug, für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesezten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge, und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrollirt und kabalirt! Der Director ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung

einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jezt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem allen ist Euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist Eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das ist Euer Praktikum; und dann laßt Euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

80.

Karamsins Geschichte des Russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende

Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßstabe der Besteuerung, nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigern gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren angetretenen Weg fortsezten? . . . . . Das alles finden wir in der Russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren, verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es

auch noch werden möge, genug es ist im werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht seyn, man sollte stets, selbst mit Verluste des nöthigen Schlafes die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des Russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und wo

es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er, warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sey. „Der Russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewundrungswürdiges in den Annalen vielleicht *beispielloses* Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung, und verlangen Herren von den Warägern ihren Feinden. *Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verchlagenheit der Ehrgeitzigen die Herrschermacht ein* (*denn die Völker wollten*

Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zusammenstimmung der Bürger gegründet......"

81.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu seyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich, einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der

Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: Der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu speisen, beim Himmel, alle deutsche Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preussen, die wären eine „civilisirte Nation," weil sie 1806, am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt auf's prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter" als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, sie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa, zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht, als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es giebt deutsche Blätter, die nie von dem vielen, was in englischen Hoch-

herziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jezt verstorbenen Königin von England, uns Monate lang, täglich die genauesten Berichte lieferten. Es giebt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es giebt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europens. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

82.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlor-

nen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dollmetschern ihres Willens hat man endlich mistrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns, gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren.

Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht seyn, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben

den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender als die schnödeste Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwicklung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, so bald ihn durstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika sind ihm nicht beigetreten.

83.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannten Welthändeln verwickelt ist, verfällt oft in Gewissens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

84.

Die heutigen Menschen, in der kleinen, wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vortheil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder sich verstellt. Die einzige Art, zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist — offenherzig zu seyn.

85.

Es giebt immer noch wohlthätige Menschen und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

86.

Vernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

87.

„Alles für, nichts durch das Volk" — sagen die Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige übersezt: nicht am Gelde und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichthum und sinnlichen Genüssen strebt; denn

dieser läßt sich abfinden; und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Pallästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkühr. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

88.

Schon manches dunkle Räthsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelößt; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch ein Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Bastille gesezt. Sein Bedienter aber als Mitschuldiger verdächtig ward auf's Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkühr und der Revolution verflossen noch mehr, als funfzig Jahre!

89.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverläßigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu ge-

brauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten, und zwölf Millionen Menschen, die nicht im Stande waren, Almosen zu geben.“ Jezt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es giebt keine Bettler mehr. . . . .
. . . .

90.

Wenn man das Treiben des französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionisius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen, und damit spatzieren gegangen sey.

91.

Die Natur der Dinge, und was schön sey oder mißgestaltet, malt Euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück, als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsirt in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Muthes, zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern.

92.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: Die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unsern Häusern; es giebt keine Polizei mehr."

93.

Seitdem das Wunderbare vor unsern Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

94.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

95.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

96.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öf=

fentlichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes, und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch keiner auf den Thron gestiegen.

97.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

98.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

99.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja, die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten

haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen, eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

100.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

101.

Als Voltaire sagte: Der erste König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seyd meine Unterthanen und mir Gehorsam schuldig," und da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unschuldigen Despoten;

die Unterthänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen.

102.

Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz, sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, die Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen.

103.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesezter

Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnden sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10,000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade.

Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nöthigte sie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesezt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen, und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besezt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden

vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Leztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hinein gesezt, wenn sie wirklich geboren werden, oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht, denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der Israelitischen Gemeinde sey in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benuzt, und sich unter der Großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte, für ein Spottgeld, für eine halbe Million gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa

in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

104.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Krystallisationspunct, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansezt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der fruchtbaren That, werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung," herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen

Gränze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnöthige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sey, und giebt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa weil er gegen das Turnwesen, und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeugè nichts gewußt, (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfasser scheint sich auf die Adelige zu legen) auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen; (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?) der in einen Mystizismus verfällt, dagegen unsere Aeltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte, (d. h. schlief) ohne sie

so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben eiferte, wohl gar noch das Verdienst, (wohl gar noch!) eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläßigen sie die reinwissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die

wahre Freiheit des Geistes erhalten will." Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze, sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten, ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war troß seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb troß seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen,

durch ihren wissenschaftlichen Geist, in ihren Staats-geschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung seyn, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (das sind ächte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden." Kostbare Geständnisse die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben, und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren,

in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sey. Mürbe — ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können..... Um dem herrschenden Mystizismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden, und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Kompendium lesen.

105.

Biographie. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen, und jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die lezten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre

Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maaß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit, mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen, oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei lezten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber die das Land regiert; Günstlinge die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben

Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und schon darum allein könnten Samuel Baurs (Pfarrers im Würtembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde" nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchgelesen; doch so oft das Urtheil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt,

die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinette das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgeselle, ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt: Z. B. der 41jährige Ziethen der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sey unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin heißt es: „Die Gefühle, die

darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindsamkeit geschworen hat." — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit, die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt die denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosak und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn

er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammen gerechnet, und dabei sanft und fromm war.

106.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber, hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen, und ihm für die übrigen fünf Buchstaben, drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das

Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter, im Schreiben und Drucken abbrevirt; aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen, sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften, bald die Verfasser, bald die Redactoren, bald die Zensoren abbrevirt haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender, als das. Wir Deutschen sind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte wir wären doch alt genug.

107.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das constitutionelle Frankreich wird weder in dem

alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich, unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

108.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben an die Zukunft denkend manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe die jezt stattfinden, nichts anderes sind als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

109.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehn gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm leztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner.

110.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts.

111.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

112.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sey ein Kutschpferd, das mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse in welcher nur er sizt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer hierauf zu antworten. Der politische Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

113.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Heerde und Rauchfänge der menschlichen Seele, bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren ob alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfäng=

liche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Zensur würde eine vollständige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

114.

Es giebt politische Karyatiden die sich mit tragischen oder komischen Fratzen geberden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind als die untern Theile des Hauses.

115.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

116.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß wenn sie aus ihrer Ohnmacht wie-

der erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

117.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

118.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

119.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung das Haus vor Feuer

und Licht zu bewähren stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag seyn, und dann hören die Schreier von selbst auf.

120.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesezt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an sich den Schnabel putzen zu lassen!.. Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

121.

Ihr möget immerhin in Hübner's synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sey als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall,

und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sizt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mühen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind, statt zu beweinen; man möchte seyn wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verduzt, und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Portugall, Neapel,

Piemont, Griechenland fielen ins Wort; immer von neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft alles erschrocken aufs Feld hinaus, denn sie meinen die Erde bebte; da doch nichts gebebt, als ihr schwaches schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

122.

In Meinungskämpfen sey man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, so bald die Höhe erreicht ist.

123.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher

für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein faus ler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht fauler, sondern f.... — Nun komme noch Einer, und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich thun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeichelcien? Still davon — jedem Volke was ihm gebührt.

124.

Gesellschaften, die sogenannten moralischen Personen, sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

125.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidenthums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christenthums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf

des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber, Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebähren des menschlichen Daseyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, denn sie bildet nicht, sie zersezt. So wenig Calderon's Poesie, wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Malerei wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort, Umrisse und Anschauung, hier, Perspektive und Berechnung. Nicht in dem was ist, in dem was dahinter ist, spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrschende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber, die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade, die Stärke des prote-

stantischen Prinzips jener Völker, im Staate und Einzeln=Leben an. Ich erfahre: Danneker arbeite jezt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner, sey dies Gebild das Höchste was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler, die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter=Bilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gott=Mensch der Christen aber, ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg den nur die Malerei erringen kann.

126.

Warum ist die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachsteuer aus Einem Lande in das Andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesammte Menschheit.

127.

Haben und **Seyn** sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre, sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus **Habsucht** und **Selbstsucht**, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

128.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

129.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmuzten Welt.

130.

Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

131.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich seyn in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jezt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen fluchbeladenen Mann, nicht

mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn fest gehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut Recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig,

als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil, anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu födern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens der so weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere, viele Klagen über die üble Behandlung die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit, gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die

Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige belohnende Lächeln eines Bathurst, und die Ehre des Hosenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jezt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Last der Noth, in die hundert Pfunde mannichfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blut-Igel dieses fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der lezte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation, und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Zeremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer, und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Welttheil, mit der ungeheuern Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstenthümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und so Euer Retter werde.

132.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns alle zu den Griechen und Römern in die

Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten, und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns, und sagen, alles was wir gehört, sey nur Märchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist, wie die Erde, und daß man fort und fort schiffend, wieder zur Heimath gelangt.

133.

Es giebt Menschen, die wohnen auf dem Chimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukömmen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder, und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sey, als eine Lanze.

134.

Aristokratie oder Demokratie? — Das ist der Rechtsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die

Wissenschaft giebt. List und Bosheit, haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern soll der Fürst, der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes seyn? Nicht so leicht als wohl viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung ist auch eine Schmeichlerin und spricht zu Jedem wie er es gern hört. Die Aristokraten können ihre Ansich mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen, haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sey, der sie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunstfertigkeit, Muth, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewiesen, wo er

seine Kräfte nach innen und außen, mit der größten Freiheit entwickeln, und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werthe steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Alterthums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geistes-Aristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adels-Stand ist nie so geschlossen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistes-Aristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen, wie sie noch in den meisten Staaten Europens gefuuden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in Stände zerfällt, werden die schwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Höf-

mann schüzt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf diese Weise bestehen Alle, keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistes-Aristokraten bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Gränzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtesten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in die Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen

zu ertragen. Soll man nun um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen, niederreißen?.... Und bis jezt haben wir blos von den Individuen gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesammtwesen, als einen selbstständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbstständigkeit, genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen des Adels gegen Fürst oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als

jezt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standes-Interesse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unsern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa als sey anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden — deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck eben so beschränkt seyn als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr isolirt genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erschüttern." .... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage aber ist, ob die Aristokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche seyn soll."

135.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht es abzuwenden.

136.

Es giebt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmuthiger führen, als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre; auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich vertheidigend in den Weg stellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

137.

Man fand im Alterthum geld- und geistreichere Menschen als jezt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

138.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

139.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch daß man artig gegen sie sey — eine Million in Scheidemünze.

140.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da wo man sie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und besonnen nach Hause.

141.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimath, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden, das altergraue Haupt zum ausruhen und sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wie-

gen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet euch, fliehet ehe der Sturm kommt und die Erde unter euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

142.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, man baut sie in die Luft, giebt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst wenn

man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

143.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und seine Macht ging unter.

144.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

145.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

146.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutsche Zensur! Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum reden zu zwingen. Jede freie Zeitung, würde Preußen ein Regiment er=

sparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmuth die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas gegenwärtigem, lebendigem, baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben, behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus der dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

147.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette, zu den Andern.

148.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist, bei Menschen von schwacher Verdauung.

149.

Es ist nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieses ist in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

150.

So oft ich in eine Universitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Lust, den im Saale herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Professoren.

151.

Vor allen Kindern die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte, ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

152.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

153.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung, sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt; aber nie Summe und Transport zieht.

154.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder, den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh daß die Welt so stille sey; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, keiner verliert und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf. . . So auch gehen Gedanken und Reden, wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

155.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in

Llorente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, drei Hundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es giebt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen, (und es wird gelingen,) die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich, dreißig Jahre mit äussern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Auto-da-fé's, was Füseladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der

geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Offizium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie frei gesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug sich zu erhalten, und keine neue listig genug sich einzuschleichen.

156.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung so lange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesakte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht gegeben, sondern nachgegeben.

157.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, diese Worte des Mephistopheles in Göthe's Faust als Motto zu gebrauchen.

158.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreissig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jezt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

159.

Ein mißverstandenes Christenthum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sey blos eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vortheil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir

machten uns und andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungs-Verfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen daß alles durch Einzelne geschieht, glaubten wir auch, alles geschähe für Einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei lezten Jahrhunderte," wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmüthig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europa's zu schreiben. Und jezt lese man die Werke solcher Kammerdiener Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger

Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kiselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie, bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier so geheim gewesen als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtschreiber; dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lukretia, Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandle die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Korrespondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine

große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit, da wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren..... Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jezt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des

französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeister-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Partei-Männer mögen immer für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus der Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

161.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europa's überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christenthum im Gegensatz zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend

auftrat, so jezt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik....!" Unser staatsweise Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplazt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jezt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinauf-

geleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders seyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.

161.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sey. Dieses ist wahr, so lange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nüzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

162.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersezt werden, und es ist nicht rathsam dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden. —

163.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles, ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

164.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet, und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft seyn.

165.

Mündliche Verläumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlacht-

opfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede ist die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

166.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abschrecken, wenn die Zensur nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geistes, umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesezten Moses=Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

167.

Die Freiheiten die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe seyn, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

168.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit, nicht als ein düsteres memento mori, son=

dern als ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

169.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern, hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

170.

Bei der Versammlung der Notabeln die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputirten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte die wieder eingeführt zu werden verdiente. Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

171.

Es giebt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht was sie sich vorbedacht, und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es

darum nicht, weil sie, ängstlich mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnden es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sey. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben sich so deutlicher zu machen.

172.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Zensur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kommt wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken, bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

173.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwalte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: Der Friede in Europa würde, der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

174.

Die Vertheidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstigte die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber weil die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Muth, die Klugheit einen Menschen über den andern erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur

Nothwendigkeit werden; das Glück soll nicht erblich seyn.

175.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten, und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnöthig gewesen. Denn manche Verordnungen im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruhet, seufzend wieder umkehren. — Ein lustiges Beispiel das hieher gehört: Ein gewisser Beamter eines gewissen Staats, in einem gewissen Lande, das in einem gewissen Welttheile liegt (so lernt man endlich Bescheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnakischen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das sechszigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat.) Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann

sich im Stillen nach einem solchen Muster zu bilden versuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizei-Arrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterstatter: es sey eben so ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären; er habe gar nicht die Absicht gehabt ironisch zu seyn, sondern es sey ihm mit dem die des dem, völliger Ernst gewesen.

176.

Unglücklicher Weise hat die sittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Staar erst reif werden lassen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jezt sieht, begreift er nicht.

177.

Ist es nicht möglich zu tadeln ohne zu spotten, und zu spotten ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich seyn, die nur helle machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

178.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es giebt auch eine politische Apoplexie.

170.

Eingekerkerte in Strafgefängnissen haben oft die wunderlichsten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen, gegen jene andern, welchen sich Jahrhunderte lang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft, auf die Abfassung von Büchern gewendet, welche der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man

sonst regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zierrathen, die man mit bloßen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthseln und Untersuchungen, ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „Quaestio: Ob der, so in einem fürstlichen Rescripto oder andern Diplomate Doctor aut Licentiatus genannt wird, sofort, für einen Doctor zu halten sey? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licentiatus oder Doctor eingerückt wird e. g. Supplicant unterschreibt sich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L auf als Licenciat, und meldet in Rescripto, Licentiat Johann Adam, welches dem keinen Titul giebt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem bloße Denominatio nicht verändert. . . " Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal Unrecht. Vox Principis giebt nicht blos einige honorem, sondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen konnte, sprang ein Lieutenant hervor, und war ihm be-

hülflich: „Danke, Hauptmann!" sagte der Kaiser. „Bei welchem Regiment?" fragte der Lieutenant. „Bei der Garde," antwortete der Schnelle dem Schnellen.

180.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz, ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

181.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „bei ihnen wäre alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken." Es gäbe ein Mittel auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glücks theilhaftig zu machen; es ist ganz einfach. Alle unsere Minister, Staatsräthe, Feldmarschalle, Finanzdirectoren, Justizbeamten, Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gensdarmerie-Obersten, Polizei-Kommissäre, Actuare und Pedelle, sollten

sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studieren gehen. Wenn sich alle diese gutgesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer, über sämmtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend kennen zu lernen, und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß alles besser werden, und der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, so lange sie auf der Universität bleiben, weder dort noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie viel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

182.

Loths Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild, für die Conservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

183.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der

wenigen Kenntniß, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben; und diese ihre Unwissenheit verräth sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen wüste Flucher (Deschurer Kiasir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unsern Sticheleien so lange abbreviren, bis nichts übrig bleibt als das stumpfe Köpfchen, der Art, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin, wir noch gelassen bleiben, und nicht sagen: eine aufgeblasene Catalani, sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblasene C....,“ welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzosen und Niederländer jezt mehr sind. Die Griechen, welche jezt kämpfen wie die Löwen, nennen sie immer noch Hasen. Für die Italiener haben sie den Spitznamen Tausendfärbige (Ressar Renki), da sie sich doch in ihrem lezten Kriege alle

blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch Hunde, ob zwar diese jezt fast mehr sind als Menschen, und zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner heißen sie Spione, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, daß eine weise National-Oekonomie, auch dieses Monopol schon längst abgeschafft hat. Die Spanier; die sich gegenwärtig mehr sputen als zu loben ist, nennen sie Faulenzer. Am meisten Furcht und Achtung, scheinen die Türken vor den Russen zu haben, denn sie heißen sie verruchte Russen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den übrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unsinnige; die Armenier Dreckfresser (Boktschi); die Bosnier, Landstreicher; die Bulgaren, Straßenräuber; die Georgianer, Läusefresser; die Indier, Bettler; die Mainotten, Tollköpfe; die Moldauer, dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornlose Böcke (Bojenssis Gtojne); die Pohlen, ungläubige Prahler (Tussul Giaur); die Tartaren Aalfresser (Lazh Jejidschi); die Wallachen, Fiedler. Von den Böhmen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt .... Es würde der lieben deutschen Judend gar nichts schaden, wenn sie

einstweilen obige türkische Vokabeln auswendig lernte.

184.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht blos niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle fürder alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen lateinisch zu lernen, und es bliebe alles beim Alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade seyn, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medizin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd seyn. Im beliebten Conversations-Lexikon findet man bei weitem nicht alles, was man nöthig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Re-

volution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicyklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebemeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berserkerwuth, ceraunischen Berge, Senkel, Tyosen, Rosrädbücher.

185.

Die Deutschen sind so angeborener knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Thun und Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maaße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht blos Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus allen Parteien, haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag

gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Rezensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug.“ Dieses heißt nun freilich etwas zu hausbäckig gesprochen, die Ehre unsers Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Rezensiren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth besizt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Rezensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edle Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits und Rechtswegen,“ das anonyme Rezensiren abgeschaft werde. Er nennt anonyme Rezension einen literarischen Meuchelmord, (das ist doch gar zu schauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Gesellschaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer solchen Zeitung, Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literarische Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und

Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen ... die anonymen Rezensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisiren daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

186.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die gesetzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

187.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutschen Lehrer, hatten große Noth mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen Fleischer unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klavier-Note mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch

mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!" rief er im Ausbruche seines Zorns.... Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

188.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

189.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

190.

Es giebt Dreiviertels=Menschen, die in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addirt.

191.

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter gerecht, als schön zu handeln.

192.

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

193.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

194.

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft seyn. Freund Hein hat mehr als man denkt, dazu beigetragen, uns spiesbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

195.

Um Kinder Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze, als Messer und Gabel in die Hände geben.

196.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er giebt eine andere Melodie an.

197.

Warum Shakspeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist mit Vorlegelöffeln zu essen.

198.

Jede Stunde dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit der Liebe entzogen.

199.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

200.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte, und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

201.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

202.

Man kann die Gedanken, wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Thieren. Es giebt mineralische, vegetabilische und thierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

203.

Die Deutschen lassen sich leicht unter einen Hut bringen, aber unter einen, schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden giebt, wo zu thun, niemals.

204.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

295.

Die Geschichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

296.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält,

wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

207.

Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas dummes *sagen*, er wird auch nie etwas dummes *hören*.

208.

Das Philosophiren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Gebährens.

209.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

210.

Schmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

211.

Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht.

212.

Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich

nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit, und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleusen des Himmels haben sie keine Ahndung, und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden sie sagen: Das ist eine Intrigue, und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme, und Benjamin Constant, Sebastiani, Lafitte, und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran — die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sey Dank, es war alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

213.

Wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer räthlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt.

214.

Auf der ganzen großen Erde, giebt es keine glücklichern Geschöpfe als die Alterthümler. Die

gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein, die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde" wird im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt" zeichnet sich merklich von seines Gleichen „in der neuern Welt" aus. „Er ist im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jezt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht, wie ein Kelch, in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unsrigen, ist etwa 3 Zoll lang und

viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas schwach." Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammen gelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde, oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? Die sogenannte Sündfluth kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen. ... Vermuthlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf blos Mittelasien. Eher könnte man auf die große cimbrische Fluth, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur vorübergehend, und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jezt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt

fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden," ehrwürdiges Ueberbleibsel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat," daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Ueberreste einer frühern Welt als die unsere ist. . . Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutschland, auch keine Zeitgenossen der Mamuths, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch schon Menschen zu Bewohnern hatte. . . Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen, und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen seyn. Aber wird es uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" — — Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Ur-Welt, der bei Eitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde, gefunden worden ist!

215.

Der Deutsche ist keusch, und fordert von jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die, als schlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber, das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Systems.

216.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterscheiden, kann sicher vorhersagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine constitutionelle Monarchie und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umstürzen, noch die Ultras, welche die Konstitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

217.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben, und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jezt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

218.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter die Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sizt, erreichen sie, ja, sie gewahren ihn nicht!

219.

„Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel" — sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es ist von irgend einem Polizeidirektor die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor kurzem gestorben ist. . . Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamte — aber das Vaterland, aber die

Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sey im 18. Jahre seines thätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzlei=Styls eurer dumpfen Begeisterung, des Commis=Styls eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

220.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Thorheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

221.

Wie wird es enden? . . Man hat eine Geschichte von einem jungen Offizier, der, in seiner ersten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tödtete, und starb aus Furcht zu sterben. . . So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

222.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden. Was wir nicht alles lernen! — als sey gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

223.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „..... Der Uebergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativ-Verfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfassungen kann dieselbe sich stützen.“ Rührender ist doch wahrlich nichts, als die zärtliche Besorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs lezte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode

seines lezten Königs? Es war viel. Die Feudal-Despotie hatte gedroht, die usurpirte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verlezt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke, und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Despoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sey sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel ist immer

reif zur Selbstständigkeit, wenn er, sein Erbtheil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden, und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativ-Verfassung sey unhaltbar, so lange sie nicht freie Munizipal-Verfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa" zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet seyn, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

224.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt, zierte er sich, immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie Gewitter auf französisch heißt? . . Man könnte diese Frage den Diploma-

tikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist, und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Excellenz, was ein Gewitter ist?

225.

Es giebt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Conservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? . . . Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

226.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's" . . . Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

227.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vokale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie blos in den selte-

nen Fällen verstatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

228.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Gelddurst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen, und auf die bequemste Art von der Welt, lustig in den Tag hinein zu zechen. Unsere Enkel werden auch so klug seyn als wir, und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

229.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen, und nach einigen Jahren, wenn die Zensur so lange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen

sie: „eine große nordische Macht;" statt zu sagen Oesterreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht." Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indikative mehr, sondern nur noch Conjunctive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat," sondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden." Welch ein Heimlichthun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

230.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die von Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen, und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe

ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wie viel angenehmer es sey, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

231.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Uebrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu allem führen, nur zur Freiheit nicht.“ .... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinsen, die

Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Kapitals abläugnen! Woher die Zinsen?

232.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr, da es aber Leute giebt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

233.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Literatur herum zu stöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „afrikanisches Lustspielchen" von Julius v. Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei." Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, splendid gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das Lustspiel: die beiden Gutsherren geschrieben hat, schwimmt,

wie die Korkstöpsel an der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Französischen auszudrücken: Herr v. Voß ist au niveau de la politique du jour. Jezt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan," der den Titel führt „Büffel aller Büffel," läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Ober-Beamten vor sich kriechen, und sagt ihnen: sie könnten thun, was sie wollten — Abgaben erheben oder erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstünde, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten, und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sey ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar, und ist um so erboßter darüber, da er zur Bereitung des Brei's sechs Köche angestellt hatte. Jezt naht sich der Narr

der Oberdenker und sagte Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen, und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von allem in Kenntniß sezten, und sich unterstünden, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus, und seufzen sehr. — Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

234.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sey in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreib-Papier. Sie machen aus allem Papier.

235.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jezt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht, durch Erstattung des ungerechten Besitzthumes, die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet." Ueber die erbärmlichen Menschen! Jezt machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer, und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Missionär im südlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jezt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus, wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

236.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Ansehn des Kanzlers Duprat zu

fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler seyn. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schmeicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu thun, der sich über sie lustig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Besten habe. Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge, war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt, und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständniß.

Dies ist der Inhalt eines neuen Lustspiels, das unter dem Namen die Höflinge, oder der Bart des Neptun in Paris aufgeführt wird. Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind

nur erst Franz I., der Kanzler Duprat, und der Historiograph Bouchet gestorben.

237.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's, auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen sezten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die Volte schlagen, und haben unsere Gevattersleute so gut, wie sie. In der dunklen Kammer der hohen Polizei wird jezt manchmal lustige Wirthschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer, und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Bett-Tuch, sprang leise aus dem

Bette, und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

238.

Eines jener somnambülen deutschen Blätter, die im Traume alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte konstitutionelle Monarchie England, und wirft der französischen konstitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Exstase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren) bis die französischen Abgeordneten das Wesen einer Volks-Repräsentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer solchen Regierungs-Weise weniger schädlich machen werden.“ Es sagt ferner: das französische Volk sey ganz verwildert seit dreißig Jahren. Es sagt wei-

ter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geschlossen werde, wäre jedesmal erwünscht... Was soll durch solche Berichte bezweckt werden? Das ist das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Sterbenden zieht man das Kissen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menschenfreundliche, um eine Euthanasie zu befördern.

239.

Ja, keusch, kalt und blaß, wie der Mond, ist das deutsche Volk; keusch weil kalt, kalt weil blaß, und blaß weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo giebt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches. Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber und wir spotteten des Spötters; jezt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, giebt ihn; doch

kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten, und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. Nov. bestimmte Eröffnung des Bundestages, bis zum 7. Dez. zu vertagen, wurde in der am 21. Nov. gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten." Dieser kurze Bericht

wird am genannten Orte zu hundert drei und funfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stylistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen, und konnte das Geheimniß seiner Abfassung nicht entdecken. . . . . O die armen Zeitungsschreiber: Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin und her geworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Zensur hindert uns? Aber die Zensur hindert doch keinen für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journale des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht da gewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicetre gesessen, oder ausgewandert gewesen seyn, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht,

die sich in Barzellona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genuzt, und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreiße die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt, und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Bliz eingeschlagen, und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja, bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit

ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

240.

Will der Spott nur Registrator seyn im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerther ist ja wohl niemand als der Mensch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu seyn.

241.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz

warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aerndte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschaar der Wahrheit, die nicht verwittert, und altes Unkraut zerstörend, für jeden Saamen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sey gottlos gewesen, weil sie selbst, nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sey nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sey herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn

ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

242.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen, und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber, ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine

Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe.

243.

Bei den Pferde-Wettrennen in England, gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet, und von der Regierung ganz unabhängig sind. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

244.

Löwen und Despoten, sehen schärfer in der Dunkelheit als bei Tage.

245.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie giebt heute dieser Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach Allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixotte sah eine Windmühle für einen Riesen an, und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papier-Windmühle an, und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde

ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht, todt an, daß man sie nicht tödte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

246.

Die Einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter, und die Andern wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

247.

„Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem Statt fand, beruhete wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, so bald sie zur Regierung kam;" — und in diesem Trotte weiter, bewegt sich ein Rezensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beschränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger Klagen gegen die höchste Autorität, als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das be-

weißt die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stuben-Arrest hat, kann sich nicht beschweren, daß er auch Stadt-Arrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jezt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute, nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu seyn, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konstitution... Der Rezensent sagt: Die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, so bald sie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philosophie? Der Rezensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Uebt die Philosophie irgend ein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Laybach, Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf

dem Bundes-Tage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

248.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, ob zwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und Jedermann glaubt, er stelle sich nur als ging es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

249.

Ist es ihr Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesezt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

250.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geschlecht, und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das ist es was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

251.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen,
Amboß oder Hammer seyn.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verläumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave seyn auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um athembar zu seyn, so viel muß die Freiheit beschränkt werden um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten was nicht verboten werden sollte, oder erlauben was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel sie klagen

würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

252.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen seyn muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet) durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist eben so ungerecht, als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen, und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn seyn. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Vol-

tes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte waren vielmehr heilsam, und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

253.

Nadelstiche sind schwerer zu pariren als Schwerthiebe — das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

254.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz Diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

255.

Der Redestrom eines Landgeistlichen, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, bildet einen merkwürdigen logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube immer schwächer — daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten" die Menschheit „merklich" rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen." Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich um klug zu seyn, er kennt seine Pflicht besser als seine Zeit. Alle Menschen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten

und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämmtliche Christen den Götzen Apis anbeten." Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „wenn nicht der gränzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen." So wirkt man in unsern Tagen.

256.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und wessen es froh sey, ist oft schwer zu erforschen.

257.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäckerjungen, zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen die wir meiden sollen.

258.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; Ihr verlangt aber dennoch, wir sollten blos durch gute Gründe zu wirken suchen!

259.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen sie nie solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Papier stünde der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln alle vermeintlichen Teufelspapiere, von dazu bestellten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

260.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die Galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolomäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem Ptolomäischen und Copernicanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die

Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sey? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermuthigen, und wie Galilei ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

261.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es seyn.

262.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der literarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es giebt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die so oft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Diese Herren, in ihren Beurtheilungen politischer, historischer ethischer und religiöser Werke, begnügen sich nicht die Bücher zu tadeln, und ihre eigene Ansichten auszusprechen; sondern sie erröthen nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher zu wenden

und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Ungebereien, schon als Handschrift ihre Bestimmung gefunden, und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen, und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur solche Schriftsteller können der Zensur dieser türkischen Kopf-Steuer hold seyn, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's „Les Cabinets et les peuples," in dessen deutscher Uebersetzung beurtheilt. Der Kritiker ist anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt seyn. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie steht — auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hof-Hunde zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagte er: „Der Band enthält übrigens man-

ches, welches einer ängstlichen Bücher-Polizei wohl so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte." — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte, machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersezt, sind solche Conjunktive, reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht blos aus Unachtsamkeit anstimmt.

263.

„Les corps (constitués) n'ont point d'ame" — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es der den Siegern am weitesten entgegen ging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten, zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbe-

hörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer prieß am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die, im Glücke sich die Freunde der Fürsten, und bei trockenem Wetter, sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verlezt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt, ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhal-

tendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten, alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder alles gewinne.

264.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der herbstliche Theil der Welt, bedarf eines Winters um zu erstarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht so hausbackne, wirthschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen, einen ewigen Herbst ertrügen, mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden,

seinen Drehungen, und aller seiner Zweideutigkeit. Am Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht einen Messias! So oft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit, immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

265.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet. Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jezt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu Horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen, und dort auf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus,

viele Tausendmale herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit.... Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

266.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich, abergläubisch, das Horoscop seines Lebens gestellt, und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

267.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann stünde es schlimm um unser Leben; denn wir könnten mit allen unsern stehenden und wandernden Bühnen, keinen Schnupfen heilen.

268.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

269.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit, finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre lezte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchst ihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust, müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich seyn, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie

den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eignen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam, und die schönsten und nothwendigsten Gedanken um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesezten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immer fort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk, verständige und sinnige Worte gesagt

wären. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben so angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder, unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen Du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er Dir nicht Tausend Räthsel gelöst die Dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben die Dich ergözten? War er nicht das treue Wörterbuch das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du suchtest einen

Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Besänftigung; bald Stärkung suchtest, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes Dich erholen wolltest, lasest Du die Bücher Jean Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden mit dem Verwandschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlst Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt; er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit die uns alle bändigt", berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest Du dich, Dich an

seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst Du, daß ihn eine Reise in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest Du wenigstens den Muth. Nun setze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen, ...“ Jetzt vergieße Dich wenn Du kannst, oder fahre aus der Haut wie ich.

270.

Herr von Eckstein, einer der tapfersten Feder-Condottieri unserer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie“ eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend seyn; denn wie bekannt versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheiten aller Art. Schade daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen woran er selbst leidet, der Biomanie — ein Uebel aus

dem alle die andern Uebel entspringen auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter Amerikomanie? Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Unterthanen holen ließe, und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wohl schwerlich einer der Gäste es wagen über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch Einer, und spräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Missethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen, und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europomanie angesteckt. Aber beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut seyn; ländlich sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber bei meinem Barte Afrika soll

Afrika bleiben." Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein.... Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin?" Also eine Pelzmütze ist Schuld an der französischen Revolution? Nicht anders. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht? man wird sie von nun an schonen.... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor seinen Richterstuhl? Es ist auch komisch genug. Ihr habt wohl schon einmal einer Katze zugesehen wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens, dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so geberdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. Ein ehrlicher Mann! Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die lezten funfzig Jahre, die alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur eins nicht erschüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den bannalen Wunsch Gutes zu thun." Lafayette's beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen Hartnäckigkeit. Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit seines Geistes.

Er beschuldigt ihn der gröbsten Unwissenheit. „Ein Mann, wahrhaftig würdig Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert seyn, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öftern abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen.“ Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen verjüngt! Aecht Polizei-Commissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein nicht. Wer wäre auch schlecht genug an Lafayette gar nichts löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an Lafayette zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution „den zusammengerotteten Pöbel von Paris, durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ.“ Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es ist brav von Herrn von Eckstein, daß er an Lafayette lobt was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde, daß er versäumt, Lafayette auch das lezte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch

so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumniß wenigstens als eine „hochverrätherische Nachläßigkeit" anrechnen.

271.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeihungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

272.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, giebt es auch keine.

273.

So Noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

274.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist was nüzt: die Klarheit. Eins ist was besteht: das Recht. Eins ist was besänftigt: die Liebe.

275.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

276.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

277.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätschern kann, ohne alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

278.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

279.

Eis oder Wasser, — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den Einen nicht hassen und den Andern nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht, ist nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme, nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

280.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas erfreuliches durch mühsame Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Daseyn zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stüzt, damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

281.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

282.

Das Licht, das sogenannte offizielle Mittheilungen verbreiten, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

283.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; alles austrocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandsten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpuncte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche.

Frauen stehen mit ihrem Geiste, nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht über-schauen und umschauen können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maaße zugetheilt.

284.

Menschen die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

285.

Um zu gefallen, muß man eitel seyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmei-cheln.

286.

Alle Narrheit erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

287.

Klugheit ist oft lästig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

288.

Glücklich zu seyn ist auch eine Tugend.

289.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort giebt die Befriedigung der Wißbegierde, Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebährt um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

290.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen brittischen Geist; französisch war nichts an ihm als die Sprache.

291.

Der Hund heult wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es giebt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

292.

Die Regierungen thun öfter Böses aus Feigheit als aus Uebermuth.

293.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

294.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine seyn: nun wohl so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen bis sie abgelaufen ist, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

295.

Man muß den Staat als eine Assekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewissen Theil seiner Freiheit als Assekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das

ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht: die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

296.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Constitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

297.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das Böse willig, das Gute gezwungen zu thun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

298.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst, und dessen Postament das Volk bildet.

299.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugniß die Einem, auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vortheile zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vortheile? Uebt sie sie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich die-

ses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Vertheidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sey es nöthig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen, in der Herrschaft der Großen, etwas wünschenswerthes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

300.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Deren sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe, ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

301.

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Börne.

Von den unwichtigsten oder den scherzhaftesten Dingen wollte ich mit Ernst und breiter Würde sprechen; aber von meinen Schriften ernsthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der sie sich angeeignet, sprach sogar von einer Gesammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich schämen, wenn er je so etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht, auf diesem, auf jenem Papiere; jezt sollen die Blätter gesammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder soll sie zu Büchern machen — das ist alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer, nach so vielen Jahren, das Alte nicht vergessen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergessen, dem ist Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern versprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire so viel Geist? Aber zum Glücke ist in dem Druckvertrage von dem Geiste meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war sehr froh, als er unterschrieben war und unwiderruflich geworden.

Es ist so schwer, Bescheidenheit zu erkünsteln, und mir zumal, dem Kunstfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich sie, oder ihren Schein, die Leser zu begütigen. Möchten sie meiner Aufrichtigkeit nur eines glauben. Es ist nicht meine Schuld, wenn alte Reden sich zum zweiten Male hören lassen, es ist die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerstanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geschrieben, aber für das, was ich nicht geschrieben, verdiene ich sie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechselbank gesezt, seitdem sind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam spät und kehrte selten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und sie wäre jezt, gleich einem Wolkenbruche, auf Dich, armen Leser, herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge gescholten, sie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwissend war, nur da hatte ich Trieb mich auszusprechen, da war ich frei. Ich suchte immer meinen eignen Weg, wenn auch vorhersehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber

dort mit den Besseren zusammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut mit ihnen zu wandern, oder mich führen zu lassen. So habe ich mühsam erfunden, was ich leichter hätte finden können, so verlor ich Zeit und der Leser gewann sie. Doch das war es nicht allein, warum ich so schweigsam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geistes, eine, und diese zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutscher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch ist es so unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und spräche: Du durftest, ermuntere Dich, Freund, Du hast geträumt — ich striche mit der Hand über die Stirne und sagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das ist recht schlimm, ich weiß es,

denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen, hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen. Ach, die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben soll. Es muß wohl etwas Schönes seyn um die Kunst. Die Fürsten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben sie. Aber sie sind so gerecht die Kunstkenner, daß mich oft schaudert. Nicht was die Kunst darstelle, es kümmert sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt und so mag es wohl geschehen seyn, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.

Ich suchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es schon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verstehen, und man versteht nur eine gut; wer mit dem Herzen spricht, ist Allen verständlich, spricht Musik, in der sich jeder vernimmt, sich, und eine leise Antwort hört auf jede leise Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort; wer trinken will muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sey jezt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen.

Gehet nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünsche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch still und bescheiden auf der Schwelle des Musentempels saßet, zufrieden mit dem kleinsten Almosen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und sorgenlos. Jezt schreitet ihr mit Stolz und Geräusch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfan=

gen nach eurer Würde. Ich sage nicht, wie üblich: daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir ist sehr bange — nicht vor dem Urtheile aber mir ist bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobsucht der Schriftsteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute breite Brust zusammenzöge — es wäre schrecklich!

Habe ich gesagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was sind die Vorsätze des Menschen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.